

Nr. 05/2018
August/September

philosophie

MAGAZIN

Warum machen wir nicht mehr aus unserer Freiheit?

Lehr Muße!
**RICHARD D.
PRECHT**
streitet für das
Grundeinkommen

VERSAMMELT EUCH!

Antonio Negri fordert
eine neue Revolution

„MEIN WILLE WURDE GEBROCHEN“

Bericht aus der Psychiatrie



Darwin und die menschliche Natur

D: 6,90 € · Ö: 7,- € · CH: 12,50 SF · Benelux: 7,40 €



4 192451 806907 0 5

Käthe-Kollwitz- Preis 2018

Adrian Piper

1.9. – 14.10.2018

AKADEMIE DER KÜNSTE

 Kreissparkasse
Köln

Käthe Kollwitz
Museum Köln
Kreissparkasse Köln 

BERLIN
ART 26 — 30 SEP 2018
WEEK

Akademie der Künste, Pariser Platz 4, 10117 Berlin
Tel. 030 20057-1000, info@adk.de, www.adk.de

Di – So 11 – 19 Uhr, Eintritt € 6/4, bis 18 Jahre
und dienstags von 15 bis 19 Uhr Eintritt frei



Frei sein

Von
**Svenja
Flaßpöhler**



Chefredakteurin

Können Sie das? Jemand fragt Sie, wie es bei der Arbeit war, Sie sagen müde „ganz gut“, aber im Grunde genommen haben Sie keinen blassen Schimmer. Sie können sich nämlich gar nicht genau erinnern, was Sie eigentlich gemacht haben den lieben langen Tag, obwohl Sie an Ihrem Erschöpfungsgrad deutlich ablesen können, dass Sie geschuftet haben müssen wie ein Ochse. Wenn es Ihnen so geht, ist das ein ernst zu nehmendes Zeichen, denn offenbar erleben Sie Ihre Existenz, nun ja, nicht gerade als erfüllend. Was durchaus damit zu tun haben mag, dass Sie viel, sehr viel Zeit mit flüchtigen, bei Lichte besehen nichtigen Dingen verbringen, mit Dingen, die keine Dauer haben, nicht nachschwingen, nichts in Ihnen zum Klingen bringen. Das beste Beispiel für eine solch sinnlose Endlosschleifentätigkeit ist uns allen bekannt: Mails beantworten. Berge rot gekennzeichnete Post abarbeiten, um am nächsten Morgen wieder von vorne zu beginnen. Genauso gut könnten Sie leere Blätter in die Luft werfen. Nein, ich komme Ihnen jetzt nicht mit Albert Camus und Sisyphos und rollenden Steinen, wir müssen an dieser Stelle viel grundsätzlicher werden, denn es geht gar nicht nur um Ihr eigenes Leben, es geht um viel mehr.

„In ihrem letzten Stadium verwandelt sich die Arbeitsgesellschaft in eine Gesellschaft von Jobholdern“, schrieb Hannah Arendt Ende der 1950er-Jahre in ihrem Hauptwerk „Vita activa“. Jobholder, das sind für Arendt Automaten, die funktionieren, aber nicht denken – und schon gar nicht handeln. In ihrem Buch nimmt Arendt eine klärende Dreiteilung menschlicher Tätigkeiten

vor. Die erste und, so die Philosophin, unterste Stufe des Lebens ist das Arbeiten. Hier geht es einzig um das Lebensnotwendige, um den Fortbestand der Gattung, um existenzsichernde Wiederholungsprozesse, die in sich keine Dauer haben (z. B. Mails beantworten). Auf der Stufe des Herstellens ist der Mensch einen Schritt weiter, er produziert Bleibendes, um sich über seine Endlichkeit zu erheben. Zu den Dingen, die er herstellt, tritt er in eine Beziehung. Die höchste Stufe, ja, die eigentliche Bestimmung des Menschseins jedoch ist der Philosophin zufolge das Handeln. Handeln heißt: mit anderen interagieren. Sich begegnen – leiblich und analog. Diskutieren, streiten, gestalten. Worte finden für das, was uns bewegt. Im wahrsten Sinne des Wortes: mündig sein. Der handelnde Mensch ist lebendig. Und er ist frei. Frei, insofern er, als politisches und soziales Wesen, seine gattungsspezifische Möglichkeit in die Tat umsetzt.

Wir derweil sitzen vor unseren Bildschirmen und Displays, jeder für sich, während die Demokratie eine der schwersten Krisen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs erlebt. Zwischendurch fahren wir in den Urlaub. Warum machen wir nicht mehr aus unserer Freiheit? Auf diese Frage gibt es für Arendt nur eine Antwort: Weil wir gedankenlos sind. Gewohnheitstierchen, die sich im Kreis bewegen. Angsthasen. Dieses Heft, liebe Leserinnen und Leser, will Sie ermutigen. Leben Sie so, dass Sie am Ende auf die Frage, wie es war, mehr sagen können als nur müde „ganz gut“. Wann Sie anfangen sollten? Genau jetzt.

Probeabo plus

MIT
24%
VORTEIL
TESTEN



3 Hefte zum Kennenlernen*
September = reguläres Heft
Okt./Nov. = Sonderausgabe Herbst
November = reguläres Heft

* Preis im Inland inkl. MwSt. und Versand 18 €. Preis im Ausland 20 €. Details auf S. 80.

Bestellen Sie das Philosophie Magazin

>>> www.philomag.de/abo

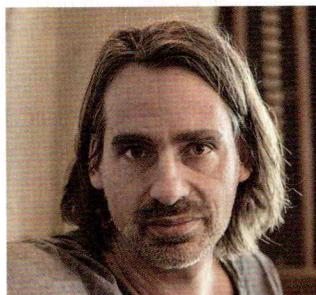
>>> auf Seite 80 im Heft

>>> per Tel. +49 (0)40 / 38 66 66 309

S. 56

Richard David Precht

In seinem neuen Buch „Jäger, Hirten, Kritiker“ (Goldmann, 2018) entwirft er die Utopie einer Gesellschaft jenseits des Leistungszwangs. Der Philosoph und Bestsellerautor diskutiert im Dossier mit dem Politologen Christoph Butterwegge über die Zukunft der Arbeit und die Frage, ob ein bedingungsloses Grundeinkommen einen Freiheitsgewinn oder neo-liberale Ideologie darstellt.



S. 62

Claus Dierksmeier

Warum machen wir nicht mehr aus unserer Freiheit? Für den Professor für Globalisierungsethik an der Universität Tübingen ist die Frage falsch gestellt. Was wir brauchen, so Claus Dierksmeier in seinem Plädoyer, ist keine Ausdehnung von Handlungsoptionen, sondern ein neuer, wertetheoretischer Freiheitsbegriff. Sein Buch „Qualitative Freiheit“ erschien 2016 bei transcript.

S. 20

Wendy Brown

Im Zeitgeist-Interview wertet Wendy Brown die westliche Abschottungspolitik als letzte Zuckung nationaler Souveränität, übt zugleich aber auch Kritik an Kosmopolitismus und Globalismus. Sie ist Professorin für Politikwissenschaft an der Universität Berkeley und gilt als eine der wichtigsten Intellektuellen der USA. Ihr Buch „Mauern“ erschien dieses Jahr auf Deutsch bei Suhrkamp.



S. 32

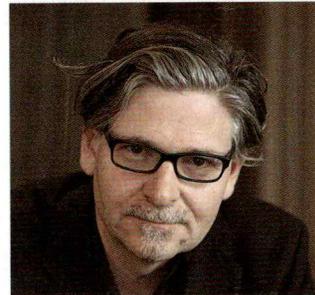
Marie-Luisa Frick

Marie-Luisa Frick ist Professorin für Philosophie an der Universität Innsbruck. „Zivilisiert streiten“ heißt ihr jüngstes Buch, das 2017 bei Reclam erschien. Im Heft diskutiert sie mit dem Medientheoretiker Bernhard Pörksen über die zunehmende Verrohung des Diskurses und die Frage, ob die Demokratie vernünftigen Konsens braucht oder ob gerade die Gegnerschaft sie lebendig hält.

S. 15

Jan-Werner Müller

Jan-Werner Müller lehrt Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Princeton. Mit seiner Studie „Was ist Populismus?“ (Suhrkamp) legte er 2016 ein international wirkmächtiges Werk zum Thema vor. Im Heft spricht er über die italienische Fünf-Sterne-Bewegung und deren Internetplattform „Rousseau“ – ein Name, der ein erhellendes Licht auf das Selbstverständnis der Partei wirft.



S. 66

Antonio Negri

Sein Buch „Empire“, das er gemeinsam mit Michael Hardt verfasste (Campus, 2002), war ein Welterfolg. Schon als junger Mann war der Philosoph überzeugter Kommunist, für sein politisches Engagement verbrachte Antonio Negri mehrere Jahre in Haft. Im großen Gespräch fordert der Vordenker der Linken eine neue Revolution und nimmt dabei das kapitalistische Unternehmertum als Vorbild.

▶▶▶ Die nächste Ausgabe erscheint am 20. September 2018 ◀◀◀

Intro

- S. 3 Editorial
- S. 6 Ihre Frage
- S. 7 Kinder fragen
Tomi Ungerer
- S. 8 Leserbrief

Zeitgeist

- S. 10 Sinnbild
- S. 12 Denkanstöße
- S. 14 Resonanzen
Forschung: Sind Kunsthirne
Rechtssubjekte? / Fünf-Sterne-
Bewegung: Was interessiert die
Partei an Rousseau?
- S. 16 Hübls Aufklärung
Diesmal: Logik der Lebenslüge
- S. 18 Erzählende Zahlen
Die Kolumne von Sven Ortoli
- S. 20 Analyse
„Souveränität ist eine Fiktion“:
Wendy Brown über westliche
Abschottungspolitik

Horizonte

- S. 26 Grenzgang
Wille und Wahn
Von Philipp Hübl
- S. 32 Dialog
Die große Gereiztheit
Marie-Luisa Frick und
Bernhard Pörksen über
zivilisiertes Streiten



Dossier

Warum machen wir nicht mehr aus unserer Freiheit?

- S. 40 Helden des Nicht-Tuns
Von Nils Markwardt
- S. 42 Sind wir zu feige?
Rand versus Horkheimer
- S. 44 Mein Traum. Kommentiert von Robert Pfaller
- S. 50 Sind wir zu vernünftig?
Bataille versus Kant
- S. 52 Wider die Gehorsamkeit
Gespräch mit Nina Verheyen
- S. 54 Sind wir zu faul?
Hegel versus Lafargue
- S. 56 Muße als Möglichkeit
Mit Richard David Precht und
Christoph Butterwegge
- S. 62 Mehr Freiheit? Bessere
Freiheit!
Von Claus Dierksmeier



Ideen

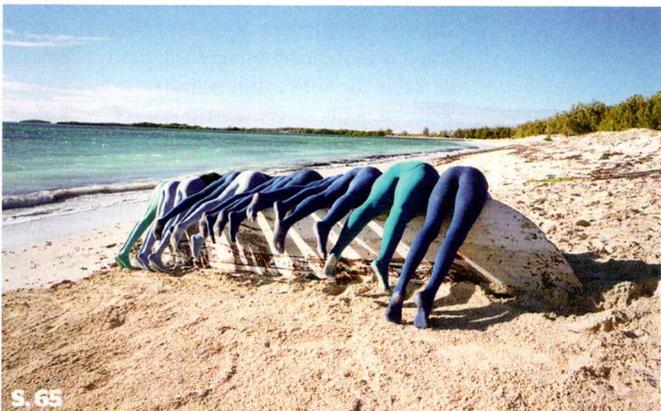
- S. 66 Das Gespräch
Antonio Negri: „Der
Klassenkampf ist kein
Spaziergang“
- S. 72 Werkzeugkasten
Lösungswege / Das Ding
an sich / Die Kunst,
recht zu behalten
- S. 74 Der Klassiker
Darwin und die menschliche
Natur + Sammelbeilage

Bücher

- S. 82 Buch des Monats
Wenn das Kapital erzählt
- S. 84 Thema:
Das gelikte Leben
- S. 86 Scobel.Mag
- S. 88 Kolumne:
Das philosophische
Kinderbuch
- S. 90 Urlaubsempfehlungen
aus der Redaktion

Finale

- S. 92 Agenda
- S. 94 Comic
Catherine Meurisse:
Menschliches,
Allzumenschliches
- S. 96 Lebenszeichen
Von Tieren lernen:
Der Krake
- S. 97 Spiele / Impressum
- S. 98 Sokrates fragt
Helene Hegemann



Lea
Köln

Müssen die Menschen sich an die Technik anpassen – oder muss die Technik an den Menschen angepasst werden?

Die
Antworten
von **Barbara
Bleisch**



Barbara Bleisch ist promovierte Philosophin und moderiert für das Schweizer Radio und Fernsehen SRF die „Sternstunde Philosophie“. Im Februar 2018 ist ihr Buch „Warum wir unseren Eltern nichts schulden“ bei Hanser erschienen

Franziska
Ludwig
via Facebook

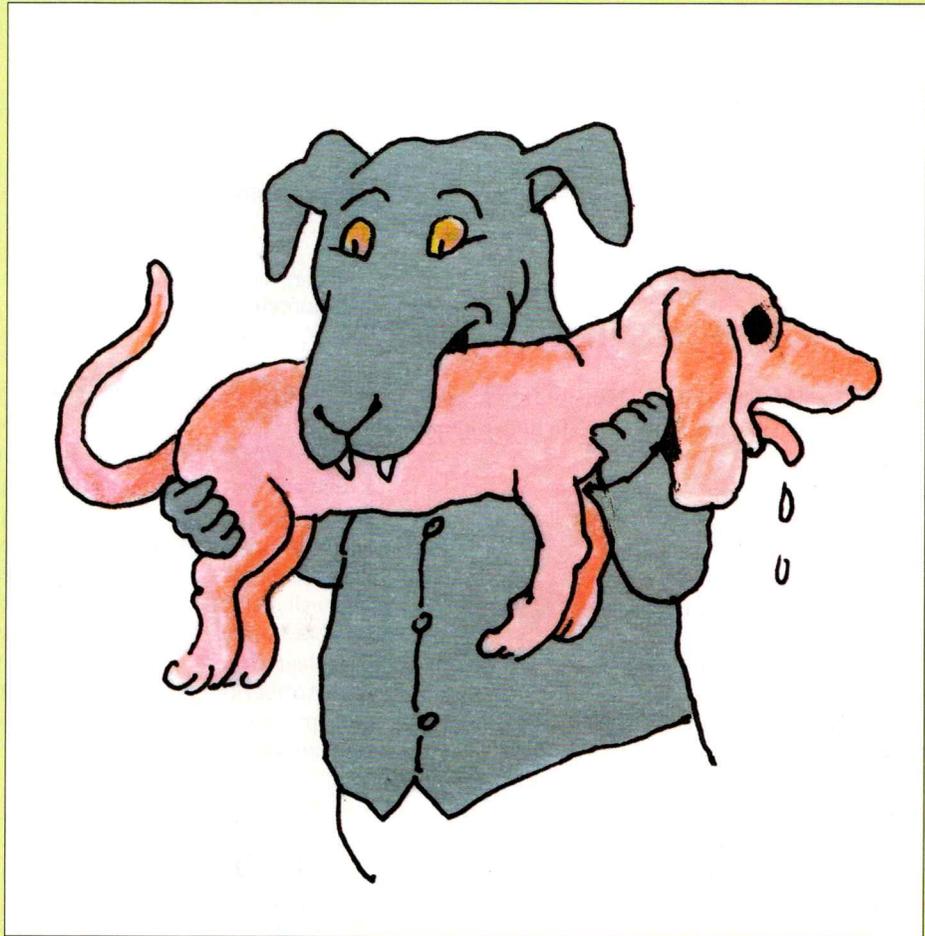
Warum solidarisieren wir uns oft nicht mit anderen?

Ursprünglich meinte Solidarität eine besondere Form der gemeinschaftlichen Haftung. Aus diesem Versicherungsmodell entwickelte sich die allgemeinere Idee der Solidarität, anderen in Not auszuhelfen, sofern sie derselben Gemeinschaft angehören – etwa der gleichen Religion, dem gleichen Verein oder der gleichen Selbsthilfegruppe. Wird die „Entsolidarisierung der Gesellschaft“ beklagt, kann damit deshalb zweierlei gemeint sein: Entweder dass die Solidarität unter Gruppenmitgliedern abnehme oder dass das Gemeinschaftsgefühl, das die Basis für Solidarität schafft, verloren gehe. Gegenwärtig interessiert vor allem der zweite Aspekt: Wie schaffen wir es, in einer Gesellschaft ein hinreichend starkes Gemeinschaftsgefühl zu bewahren, sodass wir bereit sind, im Rahmen eines Sozialstaates füreinander aufzukommen? Folgen wir dem Ideenhistoriker Mark Lilla, hat die sogenannte Identitätspolitik der Linken genau diese Frage

sträflich vernachlässigt („The Once and Future Liberal. After Identity Politics“, HarperCollins, 2017). Statt die Gemeinschaft aller Bürger zu stärken, hätten die Demokraten die Amerikaner in erster Linie als Vertreter einer Interessengruppe adressiert: als Schwule, als Veteranen, als Hörbehinderte. Das verstärkt zwar die Solidarität unter den jeweiligen Gruppenmitgliedern – untergräbt aber die Bereitschaft, für die Interessen aller Bürger gemeinsam einzustehen. Entsolidarisierung im Allgemeinen resultiert also aus einer übertriebenen Solidarisierung im Partikularen. Aus Lillas Analyse lässt sich einiges für hiesige Politik lernen: Solidarität spielt nur eine Rolle, wenn wir die ganze Gesellschaft als Gemeinschaft stärken. Dazu muss man nicht auf patriotische Gefühlsduselei hereinfallen, sondern schon Kindern beibringen, wie wertvoll es ist, Mitglied eines demokratischen Rechtsstaats zu sein, in dem jeder auf die Solidarität dieser großen Gemeinschaft zählen kann.

Solange wir Menschen der künstlichen Intelligenz noch überlegen sind, scheint die Antwort klar: Natürlich muss die Technik an den Menschen angepasst werden. Doch die Technik in den Dienst des Menschen zu stellen, heißt auch zu definieren, worin der Dienst am Menschen besteht. Das wiederum bedarf aber einer Idee dessen, was menschliches Leben in einem emphatischen Sinn ausmacht: Worum es beim Menschsein sozusagen geht. Es verwundert deshalb nicht, dass parallel zur Debatte um die Digitalisierung eine neue Anthropologie gefordert wird. Denn solange die einen davon träumen, ihre Blutbahnen von Nanocomputern reinigen zu lassen, ihre Erinnerungsfähigkeit per Chip aufzurüsten und ewig zu leben, die anderen jedoch digital detox betreiben und möglichst natürlich altern möchten, besteht offensichtlich wenig Konsens, was der Mensch sei. Rüsten sich die Technophilen jedoch zum Supermenschen auf, bleibt den Skeptikern möglicherweise nichts übrig, als im technologischen Wettrüsten mitzutun. Genau genommen, passt sich der Mensch dann aber nicht der Technik, sondern dem neu entstandenen Cyborg an. Ob der Cyborg mehr Technik denn Mensch sei, ist indes eine offene Frage.

Moralische Dilemmata, metaphysische Zweifel oder alltägliches Staunen? Stellen Sie Ihre Fragen an Barbara Bleisch unter: ihrefrage@philomag.de



Die Antworten
von **Tomi Ungerer**



Tomi Ungerer wurde 1931 in Straßburg geboren. Für seine Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur wie „Die drei Räuber“ oder „Der Mondmann“ erhielt er 2017 den Bayerischen Buchpreis. Im Philosophie Magazin beantwortet und illustriert er regelmäßig Kinderfragen

Léon
4 Jahre

Warum essen wir nicht das Fleisch der Menschen, die gestorben sind?

Wir töten Tiere, um sie zu essen. Sie sind also schon tot, bevor man sie zerlegt und isst. Es ist sicherlich besser, totes Fleisch zu essen, als Fleisch, das noch lebendig ist – wie ein Oger etwa, der am liebsten kleine Babys isst, mit etwas grobem Salz, ein paar Knoblauchzehen und einer Scheibe Bauernbrot.

Auch der Krieg ist ein Gemetzel. Soldaten und unzählige Zivilisten und Kinder werden zur Schlachtbank geführt. Warum sind diese Opfer nicht geeignet zum

Verzehr, wo doch bewaffnete Konflikte oft eine Lebensmittelknappheit nach sich ziehen? Weil das Kannibalismus wäre.

Eine solche Verschwendung mag absurd erscheinen. Warum sich nicht an einem Schwiegermutter-Eintopf erfreuen, einem Teenager-Frikassee oder einer Senioren-Wurst?

Auf keinen Fall! Wie den meisten Säugetieren ist es uns zuwider, unsere eigene Spezies zu essen. Das liegt einfach nicht in unserer Natur.

Ceyda
10 Jahre

Warum schlafen wir?

Das ist ein Rhythmus, den die Natur uns klugerweise vorgibt. Wir brauchen Schlaf, um wieder Kräfte zu sammeln. Ohne ihn wären wir vollkommen erschöpft. Das gilt auch für die Tiere, manche von ihnen schlafen sogar den ganzen Winter lang. Bei uns ist das zum Glück nicht der Fall. Stellt euch vor, wir Menschen würden Winterschlaf halten, die ganze kalte Jahreszeit hindurch! Und dann würden wir im Frühling aufwachen, und alles wäre überschwemmt, denn der Frost hätte alle Wasserleitungen platzen lassen.

Kinder können Tomi Ungerer Fragen schicken unter: kinderfragen@philomag.de

Zum Dossier „Männer und Frauen.
Wollen wir dasselbe?“ (04/18)

Immo
Lünzer
via Facebook

Produktive Reibung

„Der Unterschied im Wollen macht doch gerade den Reiz aus – und führt zur Entwicklung.“

Michael
Zimmermann
via Facebook

Einseitige Perspektive

„Ich bin ein treuer Leser eures Magazins. Im neuen Heft wird seitenweise das (Macht-)Verhältnis zwischen Mann und Frau beschrieben und diskutiert. Ein durchaus nicht so seltenes Szenario kommt allerdings nicht einmal in einem Nebensatz vor: Ein Mann ist mit einer Kollegin allein in einem Raum. Sie macht ihm sehr offensiv Avancen und wird abgewiesen. Wenn Frau sich jetzt die Bluse aufreißt und schreiend auf den Flur stürmt, dann hat der Mann dort die längste Zeit einen Job gehabt. (...) #metoo funktioniert auch andersrum!“

Zu „Welche Wahrheit birgt der Platz?“ (04/18)

Thomas
Renners
via Facebook

Glaskugel Fußball

„Die Aussage, dass Fußball weniger ein Spiegel der Gesellschaft als ein Laboratorium für kommende Entwicklung ist, ist zwar in vielerlei Hinsicht interpretierbar, scheint mir aber eine analytische Relevanz zu haben, die fundiert ist. Das individuelle Fördern einer zielorientierten Gewinnermentalität, welches im Profifußball mehr und mehr Einzug gehalten hat, ist in seiner Ausprägtheit durchaus vergleichbar mit den Anforderungen der aktuell globalisierten Ökonomiewelt profitorientierter Konzerne und untergräbt den eigentlichen Gedanken von Mannschaftsgeist und Gemeinsinn, der ursprünglich einmal den Reiz und die Popularität dieses Volkssports ausgemacht und aufgrund dessen er über Jahrzehnte eine sinnstiftende Möglichkeit zur Identifikation beinhaltet hat.“

Zum Dialog
„Und jetzt?“ (04/18)

Jürgen
Lambrecht

Unter Verdacht

„Das Interview ist in weiten Teilen ein Musterbeispiel für fachbegrifflich aufgemotzte philosophische Seichtheit. Da lernen wir etwas über ‚Schwellkörperfunktionalität‘, ‚Bedürfnissensibilität‘, ‚Erfüllungskompetenz‘ und vieles andere mehr. Könnte es sein, dass Begriffe wie ‚pseudopornografische Aufmerksamkeitsökonomie‘ aus einer pseudophilosophischen Aufmerksamkeitsstrategie erwachsen sind?“

Zu „Das Spiel der Verführung“ (04/18)

Quirin
Pusch

Schwäche wagen

„Einige Passagen aus ‚Das Spiel der Verführung‘ lesen sich wie eine Opfer-Täter-Beschreibung. Die Frau muss sich emanzipieren, der Mann verharrt in der Unterdrückterrolle. Dabei hätte gerade die Einstiegsszene mit dem Kopierer die Chance geboten, dem Mann auch einen emanzipatorischen Weg zu weisen. Anstatt dass er über die Promiskuität der Frau nachdenkt, hätte auch der Papierstau im Drucker Anlass für andere Gedanken sein können: ‚Oh Gott, hoffentlich hält sie mich nicht für eine Lusche.‘ (...) Das Spiel mit der Ermutigung an den Mann zu beginnen, auch mal technologische Schwäche zeigen zu dürfen, wäre ein schöner Auftakt gewesen. (...) Ansonsten anregende Lektüre.“

Marta
Blum

Dazugelernt

„Ich wollte einfach mal sagen: Danke! Merci!! Ich bin Leserin seit den allerersten Anfängen und habe in den letzten Jahren, die ihr mich begleitet, eine Menge gelernt. Allgemein sagen Menschen ja immer gerne direkt raus, was ihnen nicht passt, aber das Positive wird viel zu häufig ignoriert. Schade eigentlich!“

Zu „Sind Maschinen moralischer als wir?“ (04/18)

Ann-Kathatyn
Falk
via Facebook

Prinzipientreu

„Wenn man da eine bestimmte moralische Logik einbaut, halten Maschinen sich dran, schätze ich. Ich kenne nur wenige Menschen, die für sich überhaupt klare Prinzipien haben, und ich kenne noch weniger, die sie auch konsequent anwenden. Also, wenn es funktioniert, dann ja. Ich finde Ethik jedoch sinnvoller als Moral.“

Timothy
C. Vincent
via Facebook

Widerstreitend

„Sind ‚gut‘ oder ‚böse‘ überhaupt die richtigen Kriterien, die hier zur Anwendung kommen? Hier sind einige Worte in einen Topf geworfen, die kategorial schlecht miteinander konfigurieren und widerstreitende Denkfiguren abgeben.“

Zur Resonanz
„Putins Postmoderne“ (04/18)

Reinhard
Knodt

Ironie deuten

„Herr Markwardt, in Ihrem Text setzen Sie voraus, dass die russische Außenpolitik schlechte Ziele hat und eine gute Sache (philosophische Ironie) dafür auf hämische (zynische) Weise einsetzt. (...) Meine Empfehlung: Lassen Sie die Kirche im Dorf und sagen einfach: Ironie ist ein Zeichen dafür, dass man die Perspektive des Gegners nicht ernst nimmt, diesem aber nicht ernsthaft wehtun will, sondern ein Zeichen der Ironie setzt – etwa indem man ihm zeigt, dass eine bestimmte Maßnahme (Botschafter ausweisen) kein Mittel der Wahrheitsfindung ist.“

Zu Hübls Aufklärung „Die Gefahr des Gewöhnlichen“ (04/18)

Heinrich
Stapel

Blick aufs Ganze

„Sie erläutern, dass die Angst vor manchen Gefahren statistisch nicht berechtigt ist, und führen als Beispiel an, dass der Mensch mehr Angst vor Wölfen als vor Hunden hat, obwohl häufiger Menschen durch Hunde als durch Wölfe zu Tode kommen. Dies mag nach der Statistik bzw. auch nach Ihrer Logik zutreffend sein. Aber diese Logik (...) kann die Wirklichkeit nicht wiedergeben, weil sie nur Teilaspekte erfasst. Der Mensch ist (...) ein gefühlvolles, empfindendes Wesen und nur im Ganzen erkenntlich. Angst ist kein Ausdruck des Verstandes, sondern des Gefühls.“

Zum Dossier „Männer und Frauen. Wollen wir dasselbe?“ (04/18)

Jiale
Müller

Erkenne dich selbst

„Dass sich manche Menschen weniger kritisch mit der Verbindung ihrer Sexualität zum Arbeitsmarkt auseinandersetzen (können/dürfen/sollen) beziehungsweise keine praktische Konsequenz daraus ableiten (...) kann auch dazu führen, dass sie sich immer unwohler fühlen und von ihren Arbeitsbedingungen (...) entwürdigt werden.“

Ihre Anregungen, Kommentare und Kritik sind uns wichtig!

Schreiben Sie uns:

Philosophie Magazin – Leserbriefe

Brunnenstraße 143

D-10115 Berlin

E-Mail: leserbriefe@philomag.de

Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Bitte geben Sie Namen und Anschrift an.



Was fehlt, wenn
Gott fehlt?

Preisfrage

Die Reformierte Kirche des Kantons Zürich schreibt im Rahmen des Reformationsjubiläums die Preisfrage aus:

Was fehlt, wenn Gott fehlt?

Ob Essay, Szene, Songtext, Rap, Story, Slogan, Gedicht oder grosse Kolumne – entscheidend sind die öffnende Perspektive, der kreative Zugang und die inhaltliche Dimension.

1. PREIS: CHF 5'000.–

2. PREIS: CHF 3'000.–

3. PREIS: CHF 2'000.–

Einsendeschluss: **1. Januar 2019**

Weitere Infos: www.zhref.ch/preisfrage

Zeitgeist

HAWAII, USA

→ 26. Juni 2018

Vulkanausbruch nahe der Küste von Kapoho: Aschewolken und Lava des Vulkans Kilauea erreichen den Pazifik und bilden in Verbindung mit dem Meerwasser giftige Gase

„Alle Dinge geschehen aus
Notwendigkeit; es gibt in der Natur
kein Gutes und kein Böses“

Baruch de Spinoza / Kurzer Traktat über Gott, den Menschen
und dessen Glück (ca. 1660)





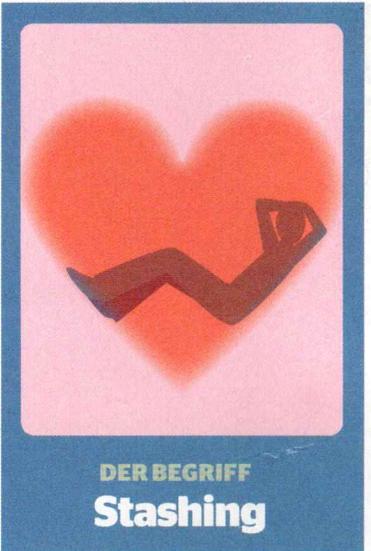
DIE PERSÖNLICHKEIT

Jaron Lanier

Der digitale Konvertit

Seit den 1990er-Jahren gehört Jaron Lanier zu den wichtigsten Pionieren der digitalen Welt. Bereits 1983 entwarf er einen Datenhandschuh, der es ermöglichte, Objekte im digitalen Raum zu bewegen. Ebenso gilt er als Vater des Begriffs der „virtuellen Realität“. Heute ist Lanier jedoch kein Befürworter der Silicon-Valley-

Ideologie mehr. Ganz im Gegenteil. Seit der Jahrtausendwende äußert sich der Informatiker mit den hüftlangen Dreadlocks immer kritischer zu den Praktiken von Facebook und Google. Deren Dienste würden die Gesellschaft zersetzen und Menschen abhängig machen. Technologie sei aber dazu da, Kommunikation zu verbessern, nicht um sie zu zerstören, so der 58-jährige. Pointiert fasst Lanier seine Kritik nun in seinem aktuellen Buch mit dem Titel „Zehn Gründe, warum du deine Social Media Accounts sofort löschen musst“ (Hoffmann und Campe, 2018) zusammen und folgt damit einem Trend, den der Economist jüngst als „Techlash“ bezeichnete: Immer mehr Vertreter der Digitalbranche werden sich bewusst, welche Monster sie geschaffen haben, weshalb ihre Devise nun lautet: Raus aus den sozialen Medien! Reduziert euren Gebrauch von Smartphones und Tablets drastisch! Was wir folglich gerade erleben, ist die Bekehrung einstiger Tech-Evangelisten. Denn schon lange inszeniert sich die IT-Welt mit quasireligiösen Mitteln. Man denke nur an die Apple Keynotes, in denen Steve Jobs in der Manier eines Predigers vor elektrisierten Jüngern die neuesten technischen Heilsversprechen verkündete. Jedoch kommen natürlich auch die digitalen Konvertiten um Jaron Lanier nicht ohne ein solches Versprechen aus: Erlösung durch Entsagung. Ob das der rechte Weg ist? (de)

DER BEGRIFF
StashingImmer will sich Ihre neue
Bekanntheit bei Ihnen treffen.

Der Frage, ob Sie nicht auch mal ihre Freunde kennenlernen könnten, weicht sie konsequent aus. Dieses Verhalten bezeichnet man als „Stashing“ (von engl. *to stash*, „verstecken“). Ziel dieses Datingtrends ist es, den potenziellen Partner aus dem eigenen Leben herauszuhalten – wie aus einer Blase, in der man leider nur allein Platz hat. Nach Peter Sloterdijks Sphärentheorie jedoch ein klares Missverständnis: Die Blase ist die geteilte Grundeinheit einer zwischenmenschlichen Beziehung. Drücken Sie Ihrer neuen Flamme also dringend „Sphären I“ in die Hand. (de)



DAS BILD

Das geteilte Meer

In diesem Augenblick treibt eine gigantische Fläche aus Plastikmüll im Atlantik: viermal so groß wie Deutschland. Wenn der Plan des Projekts „The Ocean Cleanup“ allerdings aufgeht, ist der sogenannte achte Kontinent dank einer spektakulären Polyethylen-Barriere schon bald Geschichte. Mithilfe 50 schwimmender Elemente sollen die gewaltigen Plastikmassen kon-

zentriert und anschließend abtransportiert werden. Gelingt das Vorhaben, wäre der Staudamm das, was die Philosophin Marion Waller als „natürliches Artefakt“ bezeichnet. Ein Objekt, das zwar vom Menschen geschaffen wurde, jedoch Teil der „Kontinuität natürlicher Prozesse“ ist. Ziel ist dabei nicht die Beherrschung der Natur, sondern ihre Bewahrung und Wiederherstellung. (pm)

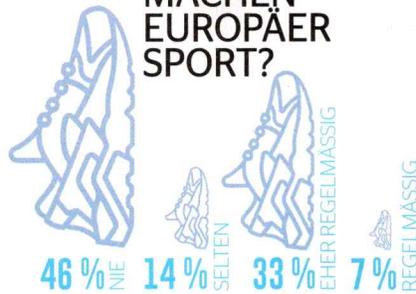
DIE ZAHL

74 %

Das ist laut World Press Freedom Index die Prozentzahl der Länder, in denen es um die Pressefreiheit „problematisch“, „schlecht“ oder sogar „sehr schlecht“ bestellt ist. So kommt die Studie zu einem ähnlichen Fazit, wie bereits Hannah Arendt 1964 in ihrem Essay „Wahrheit und Politik“: „Die moderne Geschichte ist voll von Beispielen, in denen die einfache Berichterstattung als gefährlicher und aggressiver empfunden wird als feindliche Propaganda.“ (de)

BEWEG DICH!

WIE HÄUFIG MACHEN EUROPÄER SPORT?



WIE VIELE TAGE PRO WOCHE SIND EUROPÄER MEHR ALS ZEHN MINUTEN ZU FUSS UNTERWEGS?



WESHALB MACHEN SIE SPORT?



Sport zu machen, kommt heute mehr einer gesundheitlichen Pflichterfüllung als einer geteilten freizeithlichen Aktivität mit anderen gleich. Kann es sein, dass wir Sport mittlerweile als reinen Zwang empfinden – und nicht als Lust, uns zu bewegen?

Das scheint zumindest die von der Europäischen Kommission jährlich veröffentlichte Studie „Sport und körperliche Aktivität“ nahezu zulegen. Diese wird bereits seit einigen Jahren in über 28 Ländern der Europäischen Union durchgeführt. Das überraschende Ergebnis: Immer weniger Menschen in Europa treiben Sport.

Seit 2013 ist die Zahl der Nichtsportler von 42 Prozent auf 46 Prozent gestiegen, wobei sich hier ein klares Nord-Süd-Gefälle erkennen lässt: Während in nordeuropäischen Ländern viel Sport getrieben wird, gaben jeweils 68 Prozent der Befragten in Bulgarien, Griechenland und Portugal an, sich nie sportlich zu betätigen. Deutschland befindet sich mit 38 Prozent der Befragten, die keinerlei Sport machen, im Mittelfeld, wobei auch hier die Tendenz zur Trägheit stetig zunimmt. Im gesamteuropäischen Raum gaben nur 40 Prozent der Befragten an, mehr oder weniger regelmäßig einer sportlichen Betätigung nachzugehen.

Unter denjenigen, die angaben, in den letzten sieben Tagen keinerlei intensiven Sport betrieben zu haben, macht sich seit 2013 ein Anstieg von 4 Prozent auf mittlerweile 58 Prozent bemerkbar. Auch die Anzahl derer, die innerhalb der letzten sieben

Tage überhaupt keiner sportlichen Aktivität nachgegangen sind, stieg an (47 %).

Zu den wichtigsten Faktoren dafür, ob man sportlich aktiv ist oder nicht, gehören Alter und Geschlecht. 44 Prozent der europäischen Männer, aber nur 36 Prozent der europäischen Frauen treiben eher regelmäßig Sport. Auch der Bildungshintergrund der Befragten spielt für deren körperliche Aktivität eine große Rolle: 73 % der Menschen, die vor ihrem 16. Lebensjahr die Schule verlassen haben, machen nie Sport.

Als Hauptmotivation für das sportliche Engagement gaben 54 Prozent der Europäer an, sie wollten vor allem ihren gesundheitlichen Zustand verbessern. Zudem teilten 47 Prozent mit, ihr körperliches Wohlbefinden steigern zu wollen. Im Gegensatz dazu äußerten nur 38 Prozent der Befragten, Sport zu machen, „um sich zu entspannen“, und 30 Prozent, weil es „Spaß“ mache.

Aus Sicht der Phänomenologie lassen sich diese Zahlen wie folgt deuten: Die Europäer besitzen kein bedürfnisorientiertes Leibverhältnis, sondern ein entfremdetes Körperverhältnis. Den Leib spüren wir von innen, der Körper hingegen ist aus phänomenologischer Sicht das, was von außen gesehen wird, etwa medizinisch beurteilt werden kann. Die Außenperspektive verursacht Druck, die Innenperspektive Entlastung von äußeren Zwängen. So gesehen zeugt temporäres, wohltemporisiertes Faulsein von einem weitaus innigeren Leibverhältnis als hyperaktiver Dauersport. (pm)

„Um Gottes willen, erspart uns regierende Philosophen!“



Jürgen Habermas, Philosoph, El País Semanal, 10.05.2018

DER TWEET

@EmmanuelMacron

„Ich werde mit all meiner Kraft gegen Hegemonie kämpfen. Hegemonie bedeutet die Herrschaft des Stärkeren. Hegemonie ist das Ende der Herrschaft des Rechts“



Emmanuel Macron, Staatspräsident Frankreichs, 07.06.2018

In dieser Ausgabe: Forschung – Sind Kunstgehirne Rechtssubjekte? / **Fünf-Sterne-Bewegung** – Wie die Partei sich mit Rousseau gegen zu viel Mitbestimmung schützt

{ **WIEN
ETHIK** }

Ethik für Minihirne?

Die neue Stammzellforschung konfrontiert uns mit einer schwindelerregenden Frage: Ab wann werden bewussteinfähige Zellen zu Subjekten?



Forschung an menschlichen Zellen, die sich zu „zerebralen Organoiden“, quasi Minigehirnen, entwickeln sollen

Die Forschung zu sogenannten Organoiden, also im Labor gezüchteten menschlichen Zellen, entwickelt sich rasant. Besonders die „zerebralen Organoiden“, wenn man so will: Minigehirne, stellen uns vor neue ethische Probleme. Dies behaupteten jüngst auch 17 Philosophen, Juristen und Mediziner in der Fachzeitschrift *Nature*.

Derzeit haben die Minigehirne, wie sie jüngst an der Universität Wien hergestellt wurden, einen Durchmesser von vier Millimeter und bestehen aus zwei bis drei Millionen Zellen. Forschungsexem-

plare entstehen, indem einem Erwachsenen Zellen entnommen und dann mit chemischen Molekülen versetzt werden, sodass sie sich zu teilungsfähigen Stammzellen, etwa zu Nervenzellen, entwickeln. Die Hoffnung, die hinter diesen Forschungen steht, sind neue Erkenntnisse für die Heilung von Autismus, Alzheimer oder Viruserkrankungen.

Da diese Nervenzellen keine Blutgefäße besitzen, mangelt es ihnen an Sauerstoff und den für ihre Entwicklung notwendigen Nährstoffen. Aus der Analyse ihrer elektrischen Aktivität geht jedoch

hervor, dass einzelne Zellen bereits miteinander kommunizieren, ebenso reagieren sie auf Lichteinflüsse. Was also, wenn es eines Tages möglich sein sollte, solche Teilgehirne herzustellen, die ein eigenes Bewusstsein haben? Müsste man sie dann als Rechtssubjekte anerkennen?

Dass wir uns diese Frage heute stellen müssen, bezeugt den rasanten Forschungsfortschritt der letzten Jahrzehnte. 1980 argumentierte der amerikanische Philosoph John Searle, dass künstliche Intelligenz nicht bewussteinfähig sei. Diese könne zwar Regeln befolgen und mit Zeichensystemen operieren – aber stets ohne dabei deren Bedeutung zu verstehen. Computer können mit Syntax umgehen, haben aber keinerlei semantisches Verständnis der Dinge. Daraus folgt: „Computer-Modelle des Bewusstseins reichen nicht aus, um tatsächliches Bewusstsein hervorzubringen.“

Searles Bestandsaufnahme bezog sich allerdings nur auf Computer – bestehend aus elektrischen Schaltkreisen. Das menschliche Gehirn versteht der Philosoph wiederum als eine Art biologische Maschine – unsere Seele ist für ihn nichts Immaterielles. Sollte es gelingen, Zellen mit Bewusstsein zu züchten, werden die Karten vielleicht bald neu gemischt. Stellen wir uns nur solch ein „zerebrales Organoid“ vor, das zu tief gehenden Gefühlen und Gedanken fähig wäre. Im Gegensatz zu einem Roboter würde man vermutlich kaum wagen, ein solches Bewusstsein einfach wieder abzuschalten.

Von **Ariane Nicolas**

„Das Gemeinwohl ist etwas anderes als der Wille aller“

Die Internetplattform der Fünf-Sterne-Bewegung trägt den Namen „Rousseau“. Was die Philosophie des Aufklärers über die Politik der Populisten verrät, erklärt Jan-Werner Müller im Gespräch

Herr Müller, mit ihrem Kurs, rechte sowie linke Interessen zu bedienen, ging die Fünf-Sterne-Bewegung als stärkste Kraft aus der Parlamentswahl in Italien hervor. Wie ist die Attraktivität dieser als „postideologisch“ beschriebenen Agenda zu erklären?

Ganz allgemein profitiert die Bewegung davon, weder als korrupt noch als programmatisch ausgelaugt wahrgenommen zu werden – anders als beispielsweise Berlusconi oder die Sozialdemokraten. Darüber hinaus war ihr Versprechen eines bedingungslosen Grundeinkommens vor allem im Süden Italiens sehr attraktiv.

Ist die Fünf-Sterne-Bewegung Populismus in Reinform – oder schon die nächste Stufe des Phänomens?

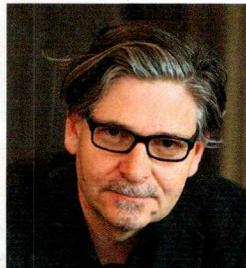
Vorsicht mit „Reinformen“. Genau wie beispielsweise bei Podemos in Spanien handelt es sich noch um eine relativ junge Gruppierung mit verschiedenen Strömungen, da ist noch viel im Fluss. Das Besondere an der Fünf-Sterne-Bewegung ist meiner Ansicht nach, dass man die Institutionen, welche traditionellerweise in der europäischen Politik zwischen Bürgern und Politik vermitteln – nämlich Parteien und professionelle Medien –, völlig zurückweist. Das ist noch nicht an sich Populismus – der besteht in dem moralischen Anspruch, als Einzige das vermeintlich „wahre Volk“ zu vertreten. Aber der antipluralistische Anspruch von Populisten geht natürlich gut mit einer Ausschaltung von Parteien, die eigentlich auch interne Auseinandersetzungen ermöglichen sollen, und Medien, die Meinungsvielfalt abbilden, einher.

Zentrales Merkmal der Bewegung ist die intensive Nutzung neuer Medien. So bestimmen die Mitglieder über eine interne Plattform

namens „Rousseau“ den politischen Kurs der Partei maßgeblich mit. Was hat der Aufklärer des 18. Jahrhunderts mit den Fünf Sternen zu tun?

Offenbar nimmt man an, die kollektive Intelligenz der Nutzer beziehungsweise Bewegungsmitglieder könne das Gemeinwohl genau ermitteln. Rousseau definierte das objektive Gemeinwohl als den „allgemeinen Willen“ – wenn sie nur lange genug nachdachten und sich nicht von egoistischen Interessen leiten ließen, könnten die Bürger in einer idealen Republik diesen allgemeinen Willen immer finden. Allerdings konnte, Rousseau folgend, selbst ein kompletter Konsens der Bürger das objektive Gemeinwohl auch verfehlen, das Rousseau als den „Willen aller“ bezeichnete. Das bedeutet auch: Die Chefs der Fünf-Sterne-Bewegung könnten das empirische Ergebnis von Online-Partizipation – sogar wenn sich alle einig sind – immer wieder infrage stellen, indem sie behaupten, im Internet hätten die Mitglieder leider nur den Willen aller und nicht den allgemeinen Willen – also das genuine Gemeinwohl – gefunden.

Oft ist von Italien als „Labor der Zukunft“ die Rede. Berlusconi zum Beispiel habe das Phänomen Trump im Grunde schon vorweggenommen. Gilt das auch für die Online-Demokratie?



Jan-Werner Müller ist Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Princeton. Mit seinem Buch „Was ist Populismus“ (Suhrkamp) legte er 2016 ein Standardwerk der Populismusforschung vor

Das Neue besteht darin, ein politisches Gebilde zu schaffen, das die konventionelle Vorstellung von Parteien und Medien ablehnt. Ich habe meine Zweifel, was die Idee einer „direkten“, also in keiner Weise vermittelten Repräsentation angeht. Aber, wie John Dewey immer wieder betont hat, dient die Demokratie ja auch dazu, Experimente zu ermöglichen. Im Moment sieht es aber eher so aus,

als würden die Fünf Sterne sich in der Regierung vor allem auf parteilose Technokraten verlassen – was allerdings wieder gut zu der rousseauschen Vorstellung eines eindeutig bestimmbar und dann von Experten umsetzbaren Gemeinwohls passt.

Die Fragen stellte **Dominik Erhard**

Der Kopf der Fünf-Sterne-Bewegung, Luigi Di Maio, bei einer Kundgebung in Neapel



Wer nicht klar denkt, kann auch nicht klar handeln. Unser Kolumnist deckt allzu alltägliche Fehlschlüsse auf

Von
Philipp Hübl



Philipp Hübl ist Juniorprofessor für Theoretische Philosophie an der Universität Stuttgart. Nachdem sein Debüt „Folge dem weißen Kaninchen“ (Rowohlt, 2012) zum Bestseller avancierte, veröffentlichte er 2015 mit „Der Untergrund des Denkens“ (Rowohlt) sein zweites Buch

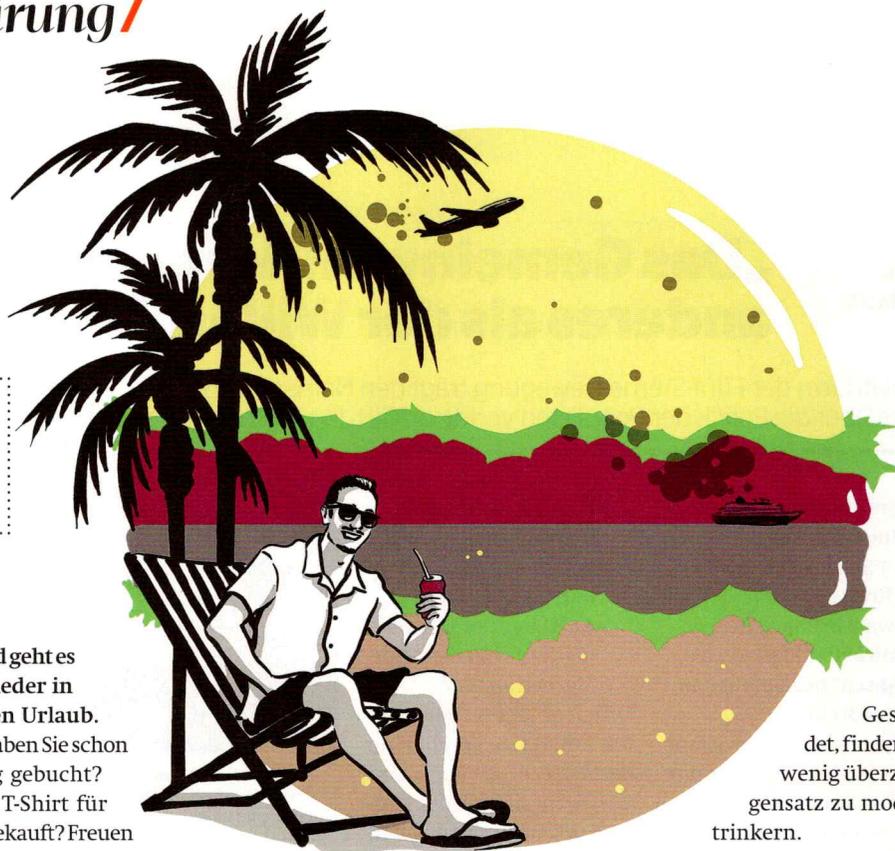
Bald geht es wieder in den Urlaub. Haben Sie schon Ihren Flug gebucht? Ein neues T-Shirt für vier Euro gekauft? Freuen Sie sich auf den Espresso aus der Alu-Kapsel am Morgen und das saftige Steak am Abend?

Vielleicht haben Sie dabei auch ein schlechtes Gewissen. Gründe gibt es dafür nämlich genug: Bei Flügen ist der CO₂-Fußabdruck besonders groß, bei billigen T-Shirts bleibt weniger als ein Hungerlohn für die Arbeiter in Bangladesch, Aluminium kann man nicht effizient recyceln, und ein Kilo Rindfleisch verbraucht 15 000 Liter Wasser, bis es auf dem Tisch landet; bei einem Kilo Kartoffeln sind es nur 100 Liter.

Die wenigsten von uns leben nach hohen ethischen Standards. Stattdessen haben wir uns allerlei Strategien angewöhnt, kein schlechtes Gewissen zu haben, zum Beispiel, indem wir uns einreden: „Kreuzfahrtschiffe sind noch viel schlimmer“, „Die anderen essen auch Fleisch“ oder „Man kann ohnehin nie alles richtig machen“.

Wenn die Tatsachen dem eigenen Verhalten widersprechen, kann man auf zwei Weisen reagieren, um eine „kognitive Dissonanz“, also eine innere Unstimmigkeit zu vermeiden. Entweder man deutet auf diese Weise die Welt um oder man ändert sein Verhalten.

Die erste Variante ist natürlich verlockender, und zwar aus zwei Gründen. Erstens steckt in der Verhaltensänderung auch immer ein Schuldeingeständnis: Wenn ich jetzt auf die



vor, die sagen, dass Koffein der Gesundheit schadet, finden sie die Studien wenig überzeugend, im Gegensatz zu moderaten Kaffeetrinkern.

Ein ähnliches Phänomen findet sich bei Reisenden im Ausland, die alle anderen für Touristen halten, nur sich selbst nicht, wie der italienische Soziologe Marco d'Eramo feststellt. Daran sieht man auch den Nachteil des identitätsschützenden Denkens. Die Selbsttäuschung hindert uns daran, unser Handeln zu überdenken. Anstatt ihre Rolle als Touristen zu akzeptieren, werden die Reisenden unglücklich, weil sie sich ständig von anderen abgrenzen müssen, statt den Urlaub zu genießen.

Kommen wir also zur zweiten Variante. Diese Lösung besteht darin, das eigene Verhalten radikal zu ändern. Wer nur zehn Minuten mit einem Ethiker diskutiert, macht schnell die schmerzliche Erfahrung, dass die eigenen moralischen Prinzipien auf tönernen Füßen stehen. Allerdings ist eine radikale Verhaltensänderung schwer und die Rückfallquote hoch.

Bleibt der Mittelweg, mit kognitiver Dissonanz umzugehen: Wir können unsere eigenen Widersprüche ertragen und damit leben, dass wir nicht moralisch perfekt sind. Das sollte uns jedoch nicht daran hindern, unsere Moral und damit uns selbst zu überdenken, auch wenn wir keine innere Harmonie erreichen. Man kann vielleicht nie alles richtig, aber immerhin einiges besser machen. Daran musste ich jedenfalls neulich in Argentinien bei einem schönen Stück Entrecote denken, zwischen all den Touristen.

Logik der Lebenslüge



Wie wir durch Selbsttäuschung falschen Konsum rechtfertigen

Aluminiumkapseln verzichten, was für ein Mensch war ich die Jahre zuvor? Zweitens ist es einfach leichter, unliebsame Fakten zu ignorieren oder umzudeuten, als seine Lebensweise zu ändern.

Unser Hang zur Selbsttäuschung ist erst einmal ein gutes Zeichen. Wir wollen moralisch konsistent sein: Unser Handeln soll zu unserem Weltbild passen. Freud würde sagen, dass wir unser „Ich-Ideal“ erhalten wollen. Viele Experimente haben in den letzten Jahren gezeigt, dass unsere Moral den Kern unserer Identität bildet. Deshalb sprechen Psychologen auch von „identitätsschützenden Denkfehlern“.

Fragt man zum Beispiel Leute, die gerade ein Steak verzehren, ob Rinder Empfindungen haben, so antworten sie seltener mit Ja als die Vergleichsgruppe, die Salat isst. Legt man starken Kaffeetrinkern vermeintliche wissenschaftliche Untersuchungen

Philosophisch wandern

Start

Spazieren im Engadin, flanieren in Paris, marschieren nach Washington: Diese Sonderausgabe erhellt, wo, wie und warum wir gehen.



Das Heft begibt sich auf die Wege der Gedanken, mit Texten der Klassiker und in Gesprächen, z. B. mit Michel Serres und Thea Dorn.



Begleiten Sie kluge Köpfe bei ihren Schritten: Das Wandern und Gehen war für Denkerinnen und Denker schon immer schönste Inspiration.



Folgen Sie uns auf die nächste Seite.



Mehr Details auch online unter www.philomag.de



Zeichen entziffern

Von **Sven Ortoli**

1820 konnten **12 % der Menschen** schreiben und lesen.

2017 lag der Anteil der über 15-jährigen **Analphabeten** weltweit bei **14 %**. Unter den 781 Millionen erwachsenen Analphabeten weltweit sind **496 Millionen Frauen**.

Indien ist mit **287 Millionen** das Land mit den meisten Analphabeten.

Laut einer Umfrage, die in 148 Ländern der Welt erhoben wurde, fehlen **zwei Dritteln der erwachsenen Weltbevölkerung** grundlegende Kenntnisse im Bereich Finanzen (Zinssätze, Inflationsraten usw.). Diese Menschen können dementsprechend als „finanzielle Analphabeten“ bezeichnet werden.

82 % der amerikanischen Mittelstufenschüler gelingt es nicht, einen Werbebeitrag von einem journalistischen Artikel zu unterscheiden.

In den USA leben **32 Millionen** Menschen, die weder schreiben noch lesen können, obwohl sie als Kinder eine schulische Ausbildung genossen haben.

„Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“

Ludwig Wittgenstein, „Tractatus logico-philosophicus“ (1921)

In Deutschland leben **7,5 Millionen** Menschen, die gar nicht oder kaum lesen und schreiben können. Weiteren 13 Millionen der in Deutschland Lebenden fällt es schwer, gebräuchliche Worte fehlerfrei zu schreiben.

In Italien sind **1 von 3 Personen** „funktionale Analphabeten“. Das sind Menschen, deren Schreib- und Leseverständnis nicht ausreicht, um sich problemlos an gesellschaftlichen Prozessen beteiligen zu können.

Von den funktionalen Analphabeten **in Deutschland** sind circa **60 % Männer**.

Weltweit sind **zwei Drittel** der funktionalen Analphabeten Mädchen und Frauen.

60 % der in Deutschland lebenden funktionalen Analphabeten gehen einem Beruf nach.

Seit 2017 forscht IBM an der App „Simpler Voice“. Mit deren Hilfe sollen Analphabeten Gebrauchsanweisungen in Bilder oder einfache Worte übersetzen können.

Im Rahmen des XPRIZE-Wettbewerbs vergibt Elon Musk einen mit jeweils **15 Millionen Dollar** dotierten Preis an fünf Unternehmen, die besonders erfolgreich zur Weiterbildung junger Analphabeten in den ärmeren Regionen der Welt beitragen.

Jetzt am Kiosk!

Oder: Als *erstes Heft* im Jahresabo *plus*



Als neues Abo *plus*

Bestellen Sie jetzt ein **Jahresabo *plus*** (für Sie selbst oder als Geschenk für jemand anderen). Wir versenden **die Sonderausgabe WANDERN als erstes Heft** des Abonnements.

Der Preis für das Jahresabo *plus* beträgt in Deutschland 52 €, für Schüler/Studenten 38 €. Alle Details unter www.philomag.de/wandern-abo.

Zum Abo *plus* wechseln

Wechseln Sie jetzt von Ihrem bestehenden Abonnement in ein **Jahresabo *plus***, und wir versenden **die Sonderausgabe WANDERN als erstes Heft** des Abonnements.

Bestellen Sie das Philosophie Magazin

- >>> online auf www.philomag.de/abo
- >>> per Mail philomag@pressup.de
- >>> per Tel. +49 (0)40 / 38 66 66 309



Wendy Brown

„Souveränität ist eine Fiktion“

Weinende Kinder an der amerikanisch-mexikanischen Grenze und das Pochen der CSU auf ein Recht auf Zurückweisung sind nur die jüngsten Beispiele einer sich weltweit verschärfenden Abschottungspolitik. **Wendy Brown**, eine der einflussreichsten Intellektuellen der USA, über die letzten Zuckungen nationaler Souveränität und die menschliche Sehnsucht nach Einhegung

Das Gespräch führten **Leyla Sophie Gleissner** und **Nils Markwardt**



Wendy Brown

Philosophie Magazin: Frau Brown, bereits seit den 1990er-Jahren wurden Grenzen verstärkt, ob in Indien, Marokko oder Südafrika. Durch die Politik etwa eines Donald Trump setzt sich diese Tendenz massiv fort. Wie bewerten Sie diese Entwicklung?

Wendy Brown: Wir müssen uns fragen: Welche Funktion erfüllen Mauern? Und meine Antwort lautet: Mauern sind eine Inszenierung von Souveränität, bezeugen gleichzeitig aber auch das Schwenden eben dieser. In Zeiten der Globalisierung repräsentieren sie die Sehnsucht, Ängste und Verunsicherungen bestimmter Bevölkerungsteile auf ein imaginäres Außen zu lenken: auf Migranten, Terroristen und Drogenschmuggler. Mauern liefern somit das, was Heidegger ein „beruhigendes Weltbild“ nannte, ein sichtbares Emblem der Einkapselung. Tatsächlich verhindern sie jedoch weder Migration noch Terror oder Drogenschmuggel. Oft verstärken sie all das sogar.

Mauern geben also vor, Probleme zu lösen, während sie diese in Wirklichkeit verschärfen?

Die Befestigung der US-Grenze zu Mexiko begann bereits in den späten 1980er-Jahren und wurde in den 1990ern mit viel Geld fortgesetzt. Die Folgen bestanden darin, dass

eine Schlepperindustrie entstand und der Drogenschmuggel sich intensivierte. Wo Menschen die Grenze vorher zumeist individuell überquerten, entstanden nun hochorganisierte Banden. Das führte zu einer wachsenden Korruption bei der Grenzpolizei, der Aushebung von Schmugglertunneln sowie einem Anwachsen der Gewalt. Kurzum: Während die Anzahl der Migranten und geschmuggelten Drogen dadurch nicht weniger wurde, hatte man eine riesige organisierte Kriminalität geschaffen. Hier kommt übrigens auch der „Islamische Staat“ (IS) ins Spiel, der mittlerweile zu einem der führenden Schlepper für Migranten aus Nordafrika und dem Nahen Osten geworden ist. Das Paradox liegt darin, dass der IS Unmengen von Geld durch die Verstärkung und Schließung der europäischen Grenzen verdient.

Sie argumentieren, dass Mauern nationale Souveränität inszenieren. Was meint Souveränität genau?

Das Ideal der Souveränität besteht in einer Macht, über der es keine andere Macht mehr gibt. Im Zweifelsfall, das ist ein zentraler Punkt in der Definition Carl Schmitts, nimmt sie auch keine Rücksicht aufs Gesetz, da sie selbst über den Ausnahmezustand bestimmt. Diese Idee des

Wendy Brown ist Professorin für Politikwissenschaft an der University of California in Berkeley. Beeinflusst von der kritischen Theorie, dem Poststrukturalismus und der Psychoanalyse veröffentlichte die Philosophin zu Fragen der Macht- und Demokratietheorie. Auf Deutsch erschien gerade „Mauern. Die neue Abschottung und der Niedergang der Souveränität“ (Suhrkamp)



Blick in eine andere Welt: Jose Marquez beobachtet seine Familie auf der anderen Seite der amerikanisch-mexikanischen Grenze. Nach einem 18-jährigen Arbeitsleben in San Diego wurde er aus den USA ausgewiesen



Mauern liefern das, was Martin Heidegger ein ‚beruhigendes Weltbild‘ nannte, ein sichtbares Emblem der Einkapselung



souveränen Staates ist natürlich eine Fantasie. Wobei das nicht heißt, dass man sie deshalb abtun könnte. Im Gegenteil: In der Moderne war diese Fantasie extrem einflussreich. Infolge des Westfälischen Friedens prägte sie die europäische Ordnung souveräner Nationalstaaten, die unter der Annahme stand, dass Staaten selbst entscheiden, was in ihren Grenzen vorgeht und diese Grenzen nicht durch andere souveräne Mächte verletzt werden dürfen.

In welchem Verhältnis steht die nationale zur individuellen Souveränität?

Spätestens seit Kant kennen wir die Idee eines souveränen Subjekts, das die Kontrolle über sein eigenes Leben hat und

sich seinen eigenen moralischen Kompass gibt. Dieser Gedanke wurde jedoch von vielen Theoretikern, man denke hier nur an Freud, kritisiert. Da das Subjekt nämlich auch durch eine Reihe äußerer Einflüsse konstituiert wird, ist es längst nicht so selbstbestimmt, wie Kant behauptete. Heute offenbart sich in der Sehnsucht nach einer machtvollen Form staatlicher Souveränität auch eine Sehnsucht der Wiederbelebung der Subjektsouveränität. Letztere entsteht dadurch, dass Menschen vermehrt von unübersichtlichen Strukturen umgeben sind, die sie nicht mehr verstehen. Das heißt: Die Sehnsucht nach Mauern ist auch eine Sehnsucht nach einer konkreten Repräsentation eines machtvollen Staates. Und diese Macht spiegelt sich im Subjekt. Jemand kann dann sagen: Ja, das ist mein Land, meine >>>

Flüchtlinge an der Grenze
zwischen Kroatien und
Ungarn, die 2015 durch
Zäune abgeriegelt wurde

>>> Moral, meine Souveränität – und sie wird nicht durch äußere Gefahren oder Verunreinigungen bedroht.

Der Bau von Mauern bedient also auch die Fantasie von Homogenität?

Der rechtspopulistische Ruf nach einem nationalen Wir ist der Versuch einer Reinigung, insbesondere auf ethnischer Ebene, aber ebenso auf der Ebene einer nationalen Kultur. Zwischen der Verteidigung des nationalen und persönlichen Egos gibt es deshalb direkte Verbindungen. Das sehe ich natürlich kritisch, habe dafür aber bis zu einem gewissen Grad auch Verständnis. Menschen brauchen Eingrenzungen, sie können nicht in endlosen Weiten leben. Deshalb braucht es natürlich noch keinen Nationalismus. Wichtig ist aber zu erkennen, dass Kosmopolitismus und Globalismus für viele Menschen keine einfachen Lebensweisen sind. So ist auffällig, dass Kosmopoliten oft über ihre eigene Form der Abgrenzung und Einkapselung verfügen: Reichtum. Viele Kosmopoliten haben eine Schutzhülle, durch die sie überall Komfort und Vertrautheit herstellen können. Menschen in Mittelengland oder dem mittleren Westen der USA fragen hingegen: Was ist aus dem Wir geworden? Was ist mit den Nachbarschaften und Schulen passiert? Es ist einfach, das als reaktionär oder rassistisch abzutun. Aber als kritischer Geist muss man sich die Frage stellen: Welche Art von Einhegung ist für Menschen nötig, um ein gesundes, stabiles, offenes Leben zu führen?

In Deutschland gab es jüngst eine Heimat-Debatte. Manche Intellektuellen plädierten dafür, den Begriff nicht den Rechten zu überlassen, sondern ihn stattdessen inklusiv zu denken. Würden Sie dem zustimmen?

Ja, wobei ich glaube, dass die entscheidende Frage nicht „Nation oder EU?“ oder „regional oder global?“ ist, sondern sie lautet vielmehr: Wie adressiert man jene, die ihrem Verständnis nach ihre Nation, ihre Kultur, ihre Religion, ihren Respekt, ihr Selbstbewusstsein verlieren? Wie schafft man es, sie nicht aufzugeben, ohne vor ihnen zu kapitulieren? Das ist nicht einfach eine Sache von Kosmopolitismus gegen Nationalismus. Vielmehr ist es offensichtlich so: Je mehr ökonomische Sicherheit und gesellschaftlichen Respekt Menschen genießen, umso mehr ist es ihnen möglich, verbunden mit anderen zu sein. Beides ist im Neoliberalismus im Schwenden begriffen.

Wenn die nationale Souveränität immer mehr schwindet, was tritt dann an ihre Stelle?

In den 1980er- und 1990er-Jahren konnte man zwei Phänomene beobachten. Auf der einen Seite die Globalisie-

rung des Kapitalismus, also das Schwinden nationaler Grenzen und die Verschmelzung verschiedener Nationalökonomien zu einer Weltwirtschaft. Das Kapital, insbesondere das Finanzkapital, ist dadurch machtvoller als irgendein Nationalstaat geworden. Auf der anderen Seite erlebte aber auch die Religion eine erstaunliche Renaissance. Und hier meine ich keineswegs nur den Islam, sondern ebenso das Christentum. In den USA wird etwa darüber diskutiert, dass man die Schulen, die Politik oder die Ehe rechristianisieren müsse, in Frankreich über Schweinefleisch in Schulkantinen. Dieser Diskurs über das Christliche bezieht sich auf die Frage, wer „wir im Westen“ sind – und was Ausländer oder Muslime nicht sind. Nach dem Motto: Einwanderer sollen nicht nur säkularen, sondern christlichen Geboten gehorchen: Die gleichen Feiertage ehren, Schwein essen und so weiter. Der Punkt ist also: In dem Moment, wo die nationale Souveränität schwindet, fungieren das Kapital auf der einen und die Religion auf anderen Seite als ihr Ersatz. Wobei die religiöse Dimension der Souveränität dann oft wieder





Wenn wir es ernst meinen mit einer sozial gerechteren Welt, können wir im globalen Norden nicht so weiterleben



an die Staaten zurückgebunden wird, sodass diese tendenziell theokratisch werden. Wir neigen dazu zu glauben, dass Theokratien nur ein Problem des Nahen und Mittleren Ostens sind. Aber ich glaube, sie sind auch im Westen ein Problem.

In Ihrem Buch gehen Sie noch einen Schritt weiter. Dass wir plötzlich überall mit Theologie konfrontiert sind, liege auch daran, dass das Kapital die radikalste Form der Souveränität imitiert: die göttliche Souveränität.

Eine Grundannahme des Neoliberalismus besteht darin, dass Märkte entscheiden. Darin offenbart sich eine religiöse Idee: Nicht Menschen, nicht Moral, nicht politische Zusammenarbeit, sondern Märkte sollen regieren. Innerhalb dieser Märkte können wir natürlich innovativ sein oder spekulieren, aber die Konsequenzen daraus werden von den Märkten selbst kontrolliert. In dem Moment, in dem sich diese Idee völlig durchsetzte, in den 1980er- und 1990er-Jahren, entstand eine neue religiöse Ordnung, in

der Märkte sich selbst verwalten und ihre Ergebnisse niemandes Kontrolle unterliegen. Wir auf der Linken haben uns angewöhnt zu sagen: „Das Problem sind die großen Konzerne oder der IWF!“ Der entscheidende Punkt jedoch ist, dass wir aufgehört haben, unser Schicksal zu kontrollieren, sowohl individuell als auch kollektiv. Deshalb ist der Neoliberalismus theologisch.

Das heißt dann aber, dass die Souveränität des Kapitals eine Souveränität ohne Souverän wäre.

Denn es gibt ja keine zentrale Entscheidungsinstanz.

In der Tat. Es herrscht keine Zentralisierung der Souveränität in der Figur Gottes oder des Staates. Es ist vielmehr eine Souveränität, die uns alle organisiert, über der es keine andere Macht, kein Gesetz gibt, aber die gleichzeitig nicht über jene Entscheidungsfähigkeit verfügt, wie Carl Schmitt sie mit dem Begriff des Dezisionismus beschrieben hat.

Mit was für einer Form der Souveränität haben wir es hier dann zu tun?

Es ist vielleicht am ehesten eine Form der Postsouveränität. Wir befinden uns in einer Zwischenphase, in der der Nationalstaat zwar noch nicht am Ende ist, aber seine Souveränität schwindet. Das zeigt sich unter anderem daran, dass die Brexit-Befürworter gar nicht genau wissen, welche Form der Autonomie sich am Ende ergeben soll. Postsouveränität meint, wie bei allen „Post“-Begriffen, somit einen Zustand, bei dem man etwas hinter sich hat, aber noch nicht völlig frei davon ist. Meinen Studenten versuche ich es immer mit dem Beispiel vom Beziehungsende zu erklären: Es ist zwar Schluss, aber du bist noch nicht wirklich drüber hinweg.

Was heißt das für die Zukunft?

Die Herausforderung ist: Wie entwickelt man eine kosmopolitische Agenda, die sich nicht nur in der Anerkennung von Differenzen erschöpft, sondern sich auch um ökonomische Ungleichheiten kümmert? Wie können wir Formen regionaler Autonomie mit einer auf Gleichheit und Gerechtigkeit ausgerichteten Weltwirtschaft verbinden? Das ist nicht leicht. Denn viele Kosmopoliten sind nicht gerade daran interessiert, ihre Privilegien zu verlieren. Klar ist jedoch: Wenn wir es ernst meinen mit einer ökologisch nachhaltigeren und sozial gerechteren Welt, können wir im globalen Norden nicht so weiterleben. Ich sage nicht, dass wir unsere Häuser verkaufen müssen oder keinen Kaffee mehr trinken dürfen, aber wir brauchen definitiv ein Engagement für eine andere Welt. Die neoliberale Katastrophe der letzten Dekade muss zu einem Umdenken führen.



**digital.
intelligent.
effizient.**

Exklusiver
Leser-Bonus von
200 € mit dem Code
„Philo200“ sichern!

Mit kognitiven Innovationen, künstlicher Intelligenz & kreativen Potenzialen die digitale Zukunft neu denken

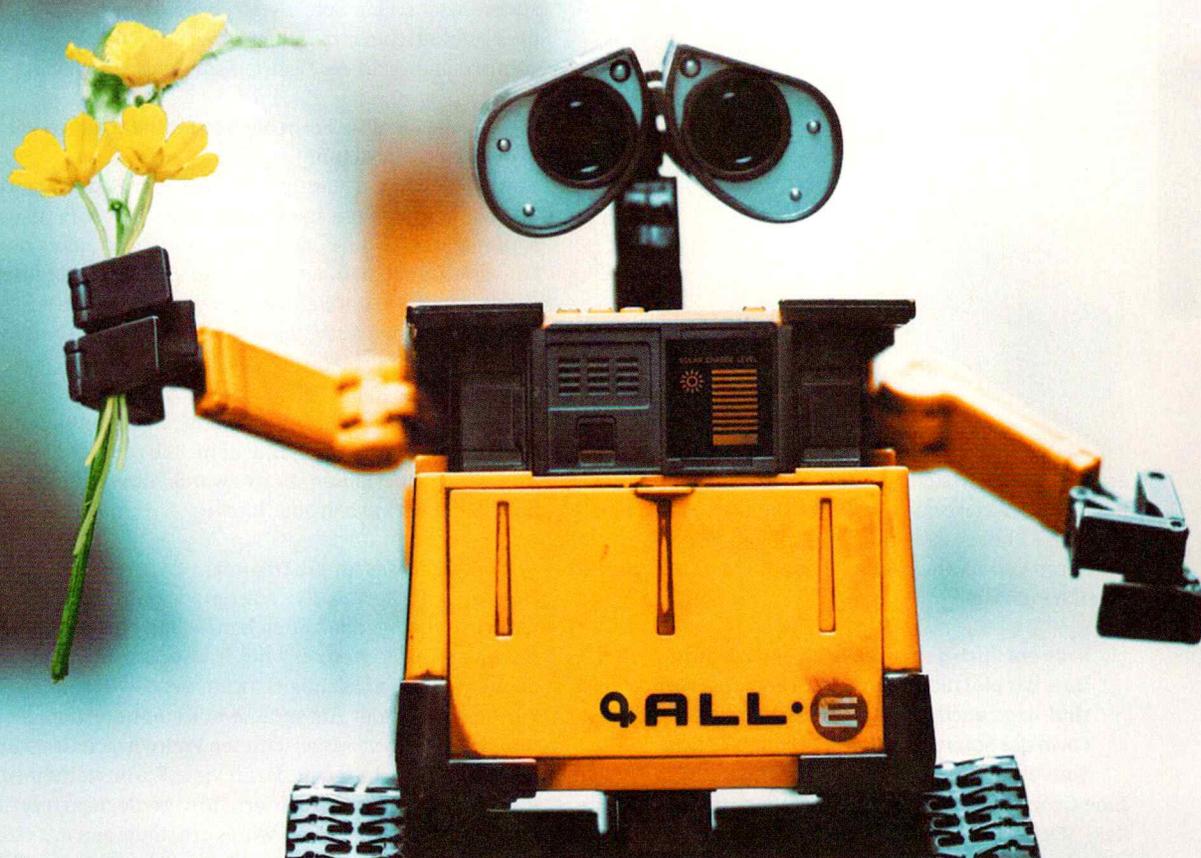
Was: 9. Deutscher Querdenker-Kongress

Wann: 22. und 23. November 2018

Wo: München

Wer: Top-Entscheider

www.querdenker-kongress.de



PREMIUM-Medien-Partner

philosophie
MAGAZIN

Partner werden!
089.12 23 89.100



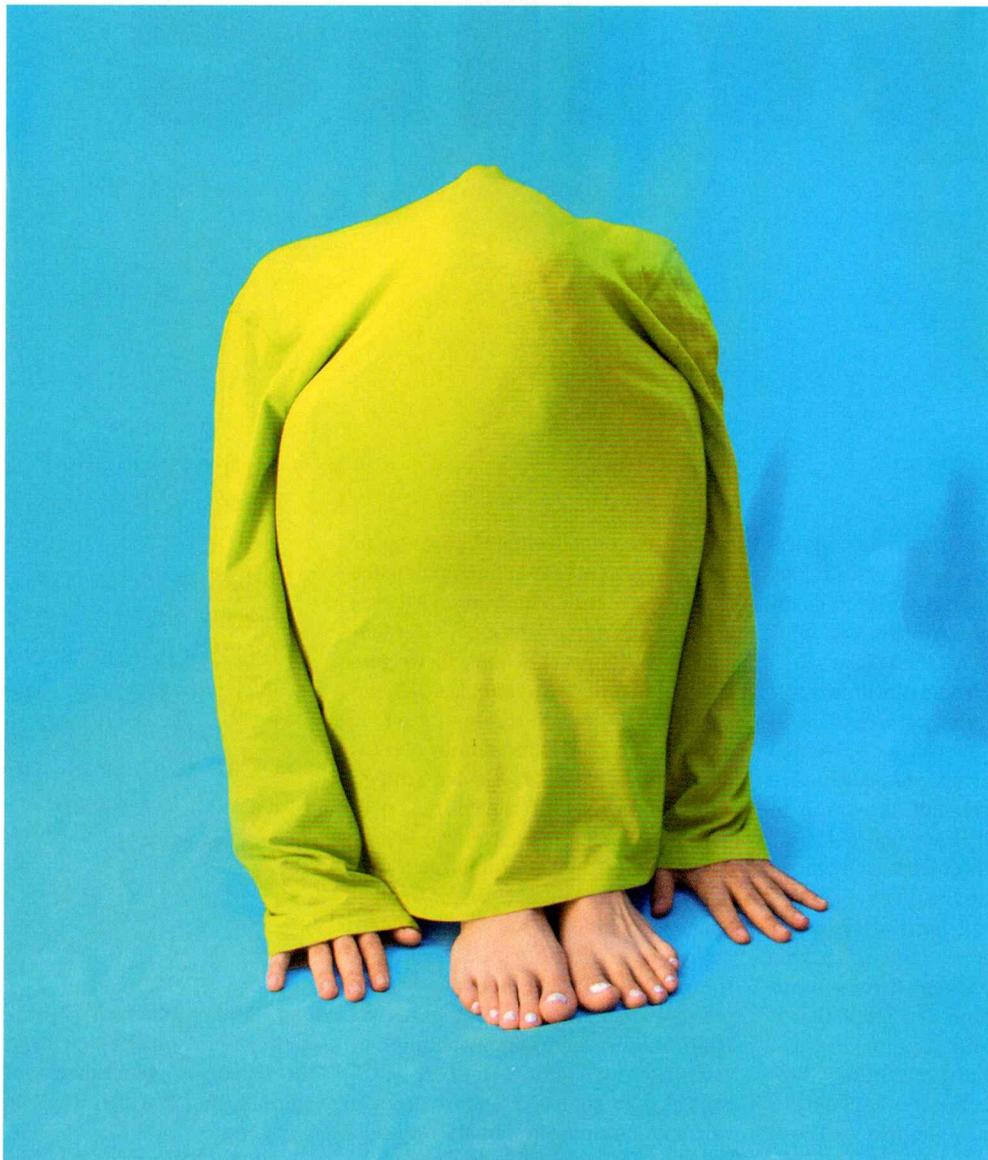
Horizonte

Grenzgang

S. 26 **Wille und Wahn: Wo endet die Autonomie psychisch Kranker?**

Dialog

S. 32 **Bernhard Pörksen und Marie-Luisa Frick über die Krise unserer Diskurskultur**



»Schutzzonen der Kommunikation sind eine Reaktion auf Diskursverwilderung« S. 37

Wille und

Es war ein warmer, sonniger Tag, an dem sich für Martin Lindheimer alles ändern sollte. Der Tag seiner psychischen Krise. Kurz nach dem Abitur im Frühling 2001 läuft Lindheimer voller Energie durch Wuppertal. Wahllos spricht er Menschen an, will mit jedem reden, lässt nicht locker, besteht auf Antworten. Einige Menschen fühlen sich belästigt, manche sagen ihm, er soll verschwinden.

Zuvor hatte Lindheimer monatelang für die Prüfungen gelernt, oft bis spät in die Nacht. Der Ehrgeiz zahlt sich aus: auf dem Zeugnis steht eine Zwei vor dem Komma. Er geht mit den Klassenkameraden feiern, die Anspannung löst sich. Doch in die Euphorie mischt sich Zweifel: Wie soll das Leben weitergehen?

Seine Eltern haben ihn zu Hause rausgeschmissen, als er volljährig wurde. Schon davor war das Verhältnis zertrübt. Richtig gesprochen haben sie seit Jahren nicht.

In seiner Wohnung fühlt sich Lindheimer nicht wohl, nachdem er einem Bekannten erlaubt hat, dort Möbel zwischenzulagern. Er ist viel unterwegs, schläft wenig. Aufgedreht und fahrig vergisst er das Geschenk eines Freundes in einer Bäckerei, ein Holzkreuz, das ihm Glück bringen soll.

Seine Tour endet in einem Copyshop, in dem er während der Schulzeit gejobbt hat. Er spricht mit seinem alten Arbeitskollegen, übersteigert sich. Als der Kollege den Laden abschließen will, weigert sich Lindheimer zu gehen. Der Kollege sagt ihm: „Geh nach Hause und schlaf dich mal aus.“ Als Lindheimer den Laden nicht verlässt, greift der Kollege zum Telefon und ruft die Polizei.

„Was danach passierte, war wie in einem Horrorfilm“, so erinnert sich Martin Lindheimer heute. Überlegt und besonnen erzählt er diesen Film, schildert dessen Szenarien bis ins Detail. Zwischendurch kommen ehemalige Patienten in die Küche, wenn Lindheimer sie begrüßt, hört man seinen rheinischen Zungenschlag deutlich. Es ist ein Apriltag im Jahr 2018, vielleicht genauso warm und sonnig wie damals. Draußen auf den Straßen von Köln-Mülheim blühen die Platanen. Der 37-Jährige sitzt in der Küche der Anlaufstelle Psychiatrie-Erfahrener. Er trägt ein schwarzes Hemd zur schwarzen Jeans. Hin und wieder blitzen Socken mit bunten Punkten unter der Hose hervor.

Lindheimer leitet die Anlaufstelle. Wer in einer akuten Krise ist, aber nicht in die Psychiatrie will, findet hier Hilfe. Es seien Gespräche unter Gleichen, ohne Hierarchie und Autorität, sagt Lindheimer.

Martin Lindheimer wurde gegen seinen Willen in der Psychiatrie festgehalten. Zu Unrecht, wie er selbst heute sagt. Allein in Deutschland gibt es jährlich 120 000 Zwangseinweisungen: Wo genau endet unsere Autonomie? Ist eine Psychiatrie ohne Zwang bloße Träumerei – oder eine lohnende Utopie?

Von **Philipp Hübl**

mer. Hätte er selbst vor 17 Jahren eine solche Anlaufstelle gehabt, davon ist er überzeugt, wäre sein Leben anders verlaufen. Ruhig fährt der dunkelhaarige Mann fort.

Als die Beamten im Kopierladen eintreffen, zeigt er sich kooperativ. Er wehrt sich nicht, als sie einen Krankenvan rufen, der ihn in die Psychiatrie bringt. Eine halbe Ewigkeit muss er im Vorzimmer warten, bis er der Ärztin vorgeführt wird, rechts und links von ihm positionieren sich die Pfleger. Sie fragt seine Daten ab: Name, Alter, Adresse. Lindheimer muss sich vor den Pflegern entkleiden. Er lässt die Untersuchungen über sich ergehen.

>>>

Wahn

Notwendige Hilfe oder
disziplinierende Zumutung?
Fixierbett in einer psychi-
atrischen Einrichtung

Martin Lindheimer (linkes Bild) hält die psychiatrische Zwangseinweisung, wie sie auch ihm widerfuhr, für ein Unrecht. Heute ist er beratend im Bundesverband Psychiatrie-Erfahrener tätig (Mitte) und engagierter Psychiatriegegner (rechts)

>>> Doch dann wird es ihm zu viel. Er will nach Hause. Man lässt ihn nicht. Er wird wütend, zertritt einen Plastikbecher. Die Ärztin fordert ihn auf, sich auf die Liege zu legen. In diesem Moment packen die Pfleger zu. Sie fesseln ihn und geben ihm eine Spritze. Er verliert das Bewusstsein. Als Lindheimer erwacht, findet er sich in einem Krankenbett wieder, an Armen und Beinen festgebunden, angeschlossen an einen Tropf. Der Raum ist leer. Er schreit. Niemand antwortet. Er hat Todesangst.

Zwangsmaßnahmen sind in deutschen Psychiatrien keine Einzelfälle. Jedes Jahr gibt es etwa 120 000 Zwangseinweisungen. Zudem wurden in den Jahren 2014 und 2015 jeweils über 5000 Zwangsmedikationen ausgeführt. Zahlen zu Fixierungen liegen nur für Baden-Württemberg vor. Rechnet man hoch, kommt man auf über 200 000 Fixierungen für das Jahr 2016.

Die deutsche Rechtslage ist komplex. Weist ein Psychiater in seinem Gutachten nach, dass aufgrund einer psychischen Krankheit eine Eigen- oder Fremdgefährdung besteht, können Richter eine Zwangseinweisung anordnen. Eine Zwangsbehandlung innerhalb der Klinik wird nur genehmigt, wenn der Patient seinen Willen aufgrund der Erkrankung nicht bilden kann und ihm ohne Behandlung erheblicher gesundheitlicher Schaden droht.

Fehldiagnosen können schlimme Folgen haben, wie der prominente Fall Gustl Mollath zeigt. Im Jahr 2006 wurde Mollath mit der Diagnose „paranoide Wahnvorstellung“ in den psychiatrischen Maßregelvollzug eingewiesen. Doch was die Psychiater für Paranoia hielten, entsprach im Kern der Wahrheit: Mollaths Frau war tatsächlich in eine Schwarzgeldaffäre verwickelt. Ein Gericht sprach Mollath 2014 frei. Mehr als sieben Jahre hat man ihn zu Unrecht seiner Freiheit beraubt.

Wenn hingegen Ärzte psychische Erkrankungen nicht erkennen oder unterschätzen, können die Folgen sogar tödlich sein, nicht nur für die Kranken

selbst. Der Germanwings-Pilot, der 2011 seine Maschine zum Absturz brachte und 150 Menschen mit in den Tod riss, war wegen Suizidgefahr in Therapie, wurde aber nicht eingewiesen. Auch der Amokläufer von Winnenden, der 2009 erst 15 Menschen und dann sich selbst erschoss, war in klinischer Behandlung, ohne dass die Psychiater das Ausmaß seiner Gewaltfantasien erkannt haben.

Disziplinierung der Körper

Lindheimer hingegen ist sich sicher: Er war ein Abiturient in einer Sinnkrise, „neben der Spur“, aber kein Fall für die Psychiatrie. Natürlich lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren, ob er damals von außen bedrohlicher und aggressiver gewirkt hat, als es ihm erschien. Selbst- und Fremdwahrnehmung gehen oft weit auseinander, gerade wenn sich jemand in einem emotional aufgewühlten Zustand befindet. Aber was, wenn Lindheimer tatsächlich aufgrund einer fatalen Fehleinschätzung festgehalten und behandelt wurde? Sein Weg zurück in die Gesellschaft jedenfalls ist lang. Er dauert sieben Jahre.



sein Verhalten vielleicht spontan als „Manie“ kategorisieren. Die Ärztin habe ihm bei der Einweisung keine Diagnose genannt, er selbst will keine Namenstafel an seine Krise heften. Für ihn wäre das eine, wie er es nennt, „Selbst-Stig-



Wo liegt die Grenze zwischen Normalität und Krankheit? Und darf ein Staat zum ‚Wohl‘ seiner Bürger in deren Grundrechte eingreifen?



Ein Fall wie der von Lindheimer wirft philosophische Fragen auf: Wo liegt die Grenze zwischen Normalität und Krankheit? Worin besteht unsere Autonomie? Und wie paternalistisch darf ein Staat sein, wie sehr zum „Wohl“ seiner Bürger in ihre Grundrechte eingreifen? Wer Martin Lindheimer zuhört, wird

matisierung“, zumal er grundsätzlich infrage stellt, dass es klar identifizierbare psychische Krankheiten gibt.

Mit dieser Skepsis steht er nicht allein da. Schon der historische Blick zeigt: Die Geschichte der Psychiatrie ist auch eine Geschichte der erfundenen Krankheiten. Und der Grausamkeiten. Um



1900 wurden Frauen in die Psychiatrie eingewiesen, wenn der Familie nicht gefiel, dass sie unbedingt studieren wollten. Psychiater, allesamt Männer, haben Frauen, die nicht parierten, eine „Hysterie“ angedichtet. Homosexualität zählte lange Zeit als Geisteskrankheit. Die Herausgeber des US-amerikanischen Psychiatrie-Handbuchs „DSM“ haben sie erst 1974 von der Liste gestrichen.

Was als Krankheit galt, spiegelte oft nur die engstirnigen Moralvorstellungen der Epoche wider. Darauf hat der französische Ideenhistoriker Michel Foucault in seinem Buch „Wahnsinn und Gesellschaft“ aus dem Jahr 1961 hingewiesen. Wenn man Schulen, Gefängnisse und

Krankenhäuser vergleicht, so Foucault, fällt auf, dass jede Gesellschaft ihre Randfiguren gleich behandelt. Diejenigen, die nicht „normal“ sind, werden ausgesondert und beherrscht, indem man ihre Körper kontrolliert.

Stimmen im Kopf

So waren psychiatrische Kliniken über Jahrhunderte Disziplinierungsmaschinen, in denen es nicht nur darum ging zu heilen, sondern auch darum, die Insassen den Vorstellungen bürgerlicher Moral zu unterwerfen. Im Einzelfall hieß das oft, sie ruhig zu stellen.

Foucaults Schriften hatten Einfluss auf die Antipsychiatrie-Bewegung, die



Ende der 1960er-Jahre aufkam. Besonders die Medien haben geholfen, Missstände aufzudecken. Im Jahr 1975 kam der Film „Einem flog über das Kuckucksnest“ von Milos Forman in die Kinos und löste eine Reformwelle in der US-Psychiatrie aus. In Deutschland wurde zwei Jahre später, im Jahr 1977, eine Psychiatrie-Enquete gegründet, die Kliniken begutachtete. Im Abschlussbericht ist die Rede von „elenden“ und „menschensunwürdigen“ Zuständen. Reformen in ganz Europa verbesserten die Lage zwar. Doch weiß man inzwischen wirklich, was eine psychische Krankheit ist?

Auf dem Gelände der Charité in Berlin steht ein Backsteingebäude mit der Inschrift „Psychiatrische und Nervenklinik“ in erhabenen Serifen. Durch hohe Gänge mit Kreuzgewölbe gelangt man in den Hinterbau. Im ersten Stock befindet sich das Büro von Andreas Heinz. Der 58-jährige Professor ist Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie. Außerdem ist er Philosoph. Seine Doktorarbeit hat er über den Begriff der Krankheit geschrieben. Heinz spricht schnell. Er ist jemand, der kritische Positionen zur Psychiatrie ernst nimmt und seine eigene Einschätzung präzise ausdrückt.

Krankheit muss man Heinz zufolge als ein komplexes Phänomen ansehen. Er erklärt das anhand eines Falles. „Einem meiner Patienten hat an der Börse spekuliert. Die Stimmen in seinem Kopf haben ihm immer die richtigen Tipps gegeben.“ Als Heinz und Kollegen ihm Medikamen- >>>

DIE DENKER DER ANTIPSYCHIATRIE

Philosophen haben die antipsychiatrische Bewegung maßgeblich beeinflusst und mithervorgebracht. Hier die wichtigsten Vertreter:

Michel Foucault (1926-1984)

lieferte mit „Wahnsinn und Gesellschaft“ (1961) eine wichtige Grundlage für die antipsychiatrische Bewegung. Indem er den Ausschluss einzelner Gesellschaftsteile ab dem Mittelalter analysierte, machte er deutlich, dass, was als anormal gilt, von historischen Kontexten abhängt.

David Cooper (1931-1986)

war ein südafrikanischer Psychiater marxistischer Prägung. Auf ihn geht der Begriff der „Antipsychiatrie“ zurück. 1967 das erste Mal gebraucht, wollte Cooper an ihm zeigen, dass die Gründe für psychische Auffälligkeit nicht in der individuellen Lebensgeschichte, sondern im kapitalistischen System zu suchen sind.

Gilles Deleuze (1925-1995) und Félix Guattari (1930-1992)

stellten im Zuge der 68er-Bewegung der klassischen, von ihnen als „bürgerlich“ abgelehnten Psychoanalyse ihre eigene „Schizoanalyse“ entgegen. Der Schizophrene wird hier zum sensiblen Helden auserkoren, der anderen als kreatives Vorbild dienen kann.

>>> te geben wollten, sagte der Patient nur: „Lasst mir meine Stimmen in Ruhe!“ Heinz hat ihn nicht behandelt. Er begründet das so: „Der Patient hatte keine klinisch relevante Erkrankung, denn er hat weder subjektiv noch sozial gelitten.“ Entsprechend unterscheidet Heinz drei Aspekte von Krankheit. Erstens ein körperliches Krankheitszeichen als Kern der Krankheit („disease“), wie etwa ein Tumor in der Lunge. Zweitens das subjektive Gefühl des Leidens („illness“). Der dritte Aspekt ist eine Einschränkung des sozialen Lebens („sickness“). Das kann schon der Umstand sein, dass man mit einer Grippe das Bett nicht verlassen kann.

Bei psychischen Krankheiten verhält es sich Heinz zufolge genauso: Der körperliche Aspekt ist notwendig, aber nicht hinreichend für eine klinisch relevante Erkrankung. Er ist notwendig, weil sonst auch Einsamkeit als Krankheit gelten würde. Er ist nicht hinreichend, weil man sonst die Menschen überpathologisiert.

Hilfe oder Willensbruch?

Die Abwägung zwischen der Autonomie des Patienten und der Hilfeleistung des Arztes sei schwer, sagt Heinz. Schläge eine Zwangsbehandlung gut an, seien die Patienten danach eher dankbar. Wirkt sie nicht, seien sie verständlicherweise kritisch eingestellt. Die Reaktionen seien in etwa gleich verteilt.

Heinz sagt: „Jeder Mensch hat das Recht auf Autonomie, das Recht, eine Behandlung abzulehnen. Gleichzeitig hat jeder aber auch das Recht, mindestens einmal mit Medikamenten aus einer Krise herausgeführt zu werden, wenn er die Eigengefährdung krankheitsbedingt nicht sehen kann und es aus eigener Kraft nicht schafft.“

An ein Recht auf Ablehnung kann sich Lindheimer nicht erinnern. In der Klinik wird er tagelang auf einer Liege fixiert. Selbst zum Toilettengang wird er nicht abgebunden. Er nässt sich ein. Man legt ihm einen Katheter. Er bekommt nichts zu essen oder zu trinken. Niemand erklärt ihm die Lage. Sein Schreien nützt ihm nichts. Die Pfleger spritzen ihn ruhig. Irgendwann bietet ein Zivildienstleistender an, ihn loszubinden, wenn er sich nicht mehr wehrt. Lindheimer spielt mit. Die Dosierung seiner Me-

dikamente ist so hoch, dass er sabbernd und zitternd über den Flur läuft.

Auf solche Symptome angesprochen, räumt Andreas Heinz ein, dass die Psychopharmaka früher zu hoch dosiert waren und auf Dauer tatsächlich schädlich sein können. „Wenn ich selbst unter einer Psychose leiden würde, würde ich die Medikamente so schnell wie möglich ausschleichen.“ Außerdem sollten die Medikamente immer mit einer Psychotherapie flankiert werden.

Radikale Psychiatrie-Gegner schlagen vor, den Begriff der psychischen Krankheit ganz aufzugeben und auf Psychopharmaka zu verzichten. Heinz hält die Forderung nicht nur für naiv, sondern für extrem gefährlich. Sie entspringe zwar einem antiautoritären Impuls, das Individuum zu schützen, habe aber langfristig einen fatalen neoliberalen Effekt. In den USA habe er gesehen, was passiert, wenn man den Sozialstaat auf ein Minimum zurückfährt. Die meisten psychisch Kranken säßen dort in Gefängnissen, ohne Aussicht auf Hilfe.

Nach fünf Monaten in der geschlossenen Abteilung darf Lindheimer auf die offene Station. Inzwischen glaubt er den Ärzten, dass mit ihm etwas nicht stimmt. Er selbst nennt das den „inneren Willensbruch“. Seine Lage und die Medikamente haben seine Wünsche und Ziele verändert.

Auf der offenen Station bleibt er noch drei Monate. Warum, kann er aus heutiger Sicht nicht mehr nachvollziehen,

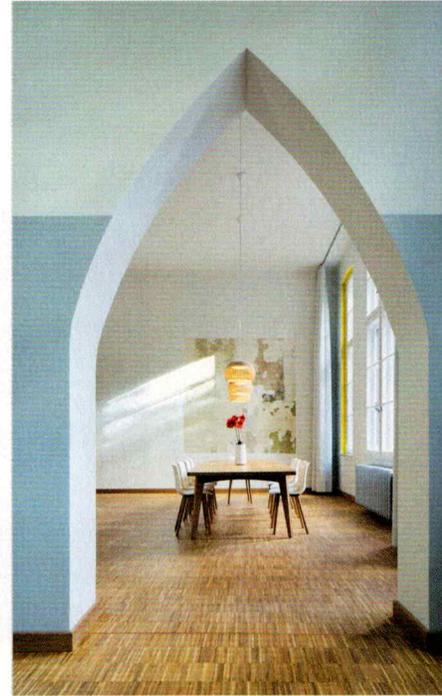
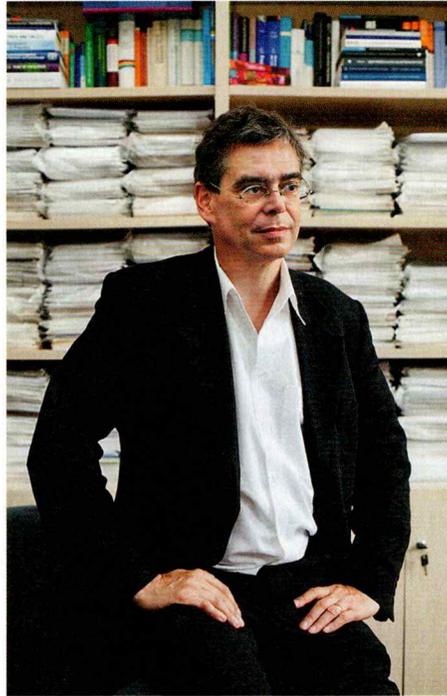
denn die begleitende Gesprächstherapie findet er „sinnlos“. Zurück in seiner Wohnung, setzt er die Medikamente nicht ab, obwohl sie seinen Stoffwechsel verändern. Innerhalb eines Jahres nimmt er 37 Kilo zu. Lindheimer kann nicht mehr klar denken. Seine Zunge ist taub, seine Augen zu träge, um Zeitung zu lesen, seine Aufmerksamkeit so schwach, dass er nicht einmal fernsehen kann.

Folgenreiche Medikamente

Lindheimer sagt heute: „Es war, als würde man morgens mit einem Kater aufwachen, nur hielt der Tage, Wochen, Monate an.“ Auf die Straße traut er sich in seinem Zustand nicht. Die alten Freunde haben sich von ihm losgesagt. Er ist so „zugedröhnt“, dass er es nicht einmal bemerkt, als die nächste Krise herannaht.

Legt man Heinz' Krankheitsdefinition an Lindheimers Schilderung an, könnte man sagen: Die Medikamente haben ihn krank gemacht. Sie haben seinen Stoffwechsel verändert, seine soziale Teilhabe vermindert und subjektives Leiden verursacht.

„In mir waren keine Gefühle mehr, nur noch ein bodenloses Nichts. Ich wollte nur noch einschlafen und tot sein, mich auf die Erde legen und sterben.“ Lindheimer wird leiser, als er davon erzählt. Ein Jahr lang plagt ihn diese Todessehnsucht. Umgebracht hat er sich nur deshalb nicht, weil er sich nicht getraut hat. Lindheimer sagt, die Tabletten hätten ihm „die Selbststeue-



Andreas Heinz (links) ist Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie an der Berliner Charité. Hier wurde auch die „Soteria“ eingerichtet, eine alternative stationäre Behandlungsform für junge Menschen in psychischen Krisen (rechts)



Jeder Mensch hat das Recht, eine Behandlung abzulehnen – aber auch darauf, mit Medikamenten aus einer Krise herausgeführt zu werden, wenn er es allein nicht schafft

Andreas Heinz, Professor für Psychiatrie



„...entnommen“, anstatt ihm die Freiheit zurückzugeben. Er kann keine Haltung zu seinen Wünschen einnehmen, weil sie verschwunden sind. Er kennt sich selbst nicht mehr.

Was ist Autonomie?

Bei psychischen Krankheiten ist die Freiheit gleich dreifach eingeschränkt. Die Krankheit nimmt den Patienten die Freiheit, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Wenn der Staat zwangsbehandelt, nimmt er den Patienten die Freiheit, über ihren Körper selbst zu entscheiden. Und starke Psychopharmaka nehmen den Patienten die Freiheit, indem sie ihre Wünsche und Gedanken verändern oder auslöschen.

Dabei sind verschiedene Formen von Freiheit im Spiel. Schon Gottfried Wilhelm Leibniz hat festgestellt, dass „Freiheit“ mindestens zwei Lesarten hat. Negative Freiheit ist Freiheit von Zwang, zum Beispiel von dem Zwang des Staates. Positive Freiheit ist die Fähigkeit zu wählen, also die Freiheit zur Entfaltung der eigenen Wünsche und Ziele. Zudem kann sich Freiheit auf den Willen oder die Handlungen beziehen.

Mit „positiver Freiheit“ ist meist die Willensfreiheit gemeint, die manchmal auch „mentale Autonomie“ heißt: Diese Fähigkeit benötigen wir, um über uns selbst nachzudenken, also unsere spontanen Impulse zu bewerten und notfalls zu unterdrücken.

Der amerikanische Philosoph Harry Frankfurt hat darauf aufmerksam gemacht, dass Vernunft und Freiheit unabhängig voneinander sind. Ein Drogensüchtiger beispielsweise kann intelligent sein. Er kann zum Beispiel zweckrational Geld verdienen, um sich Heroin zu

beschaffen. Ihm fehlt aber die Fähigkeit, zu sich selbst zu sagen: „Ich will meiner Sucht nicht nachgehen.“ Frankfurt drückt das so aus: Der Süchtige kann diesen „Wunsch zweiter Stufe“ nicht zu seinem Willen machen, weil seine Sucht, also der „Wunsch erster Stufe“, sein Handeln bestimmt. Man kann Frankfurts Idee noch allgemeiner formulieren: Autonomie heißt, dass man eine Distanz zu sich selbst einnehmen kann. Das schließt auch ein, sich bewusst gegen ein gefährliches Verhalten zu entscheiden.

Dennoch scheinen wir in der Zuschreibung von Autonomie immer noch unser kulturell geformtes Bild von Normalität zu unterstellen. Extremsportler beispielsweise gefährden sich massiv selbst, gelten aber nicht als krank. Autobahnraser gefährden andere, werden aber als autonom angesehen.

So ist es alles andere als selbstverständlich, dass staatlicher Paternalismus in solchen Fällen nicht in Erwägung gezogen wird, während er bei psychischen Krankheiten als angemessen gilt. Lindheimer bemängelt, dass Alternativen zur Zwangsbehandlung zu selten erwogen werden. Als Ausnahme nennt er Martin Zinkler, der als Klinikchef im baden-württembergischen Heidenheim schon seit sieben Jahren mit Erfolg ganz auf medikamentöse Zwangsbehandlungen verzichtet. Noch radikaler ist die Klinik im nordrhein-westfälischen Herne, die seit 20 Jahren nur bei einem Prozent ihrer Patienten Zwangsmaßnahmen anwendet. Zum Vergleich: In Baden-Württemberg sind es im Durchschnitt sieben Prozent, in einzelnen Kliniken sogar 17. Diese Schwankungen können nicht an den Patienten, sondern müssen im System liegen. Die Ausstattung eines

Hauses spielt dabei eine große Rolle. Für eine einfühlsame Betreuung braucht man viel Zeit und viele Arbeitskräfte. Personalmangel führt oft dazu, dass Pfleger sich nicht anders zu helfen wissen, als Patienten in einer akuten Krise ruhig zu stellen.

Lindheimer findet irgendwann den Weg zurück in die Gesellschaft. Er wollte sich nicht im „bequemen Elend einrichten“, wie er heute sagt: über die Ärzte, die Klinik, die Nebenwirkungen jammern, aber nichts dagegen tun. Einen Behindertenausweis lehnt er ab. Er will sich, so formuliert er es, vom Staat nicht zum „Opfer machen lassen“. Stattdessen nimmt er sein Leben selbst in die Hand.

Ein Jahr nach seiner Todessehnsucht kann ihm in der Reha zum ersten Mal eine Therapeutin helfen. Langsam kommt die Freude zurück. Im Bus trifft er eine alte Schulfreundin wieder. Sie beginnen, sich Briefe zu schreiben. Zwei Rückschläge erleidet Lindheimer dennoch. Er lässt sich beide Male „halb freiwillig“ einweisen, bis er sich sagt: „nie wieder“.

Die Rückkehr

Seine Ausbildung zum Bürokaufmann absolviert er in zwei Jahren. Seit 2008 ist er Angestellter des Bundesverbands Psychiatrie-Erfahrener e.V., seit 2012 im Vorstand. Mit seinen Kollegen hat er darauf hingewirkt, dass eine Aufsichtspflicht für Zwangsfixierung im Landesgesetz von NRW verankert wurde. Bis dahin lagen Patienten allein in Räumen, was teils zu sexuellen Übergriffen durch andere Insassen geführt haben soll.

Inzwischen ist Martin Lindheimer verheiratet und hat zwei Kinder. Groll hege er nicht, versichert Lindheimer. Nicht einmal gegenüber seinen Eltern, die ihn nie in der Psychiatrie besucht haben. Vor einigen Jahren ist er seinem ehemaligen Kollegen aus dem Copyshop über den Weg gelaufen und hat ihm von den Folgen ihrer verhängnisvollen Begegnung erzählt. Der Kollege sei „sichtlich bestürzt“ gewesen, als er von den vielen Jahren in der Psychiatrie erfuhr. „Ich habe ihm aber verziehen“, sagt Lindheimer und blickt lange auf den Küchentisch. Er streckt die Beine aus. Seine bunten Socken blitzten wieder unter der Hose hervor. /



Die gereizte Gesellschaft

Hasskommentare, Tabubrüche, politischer Extremismus: Die tiefe Krise der Demokratie spiegelt sich in der gegenwärtigen Diskurskultur. Oder ist die Ausweitung der Kampfzone ein gutes Zeichen? Der Medientheoretiker **Bernhard Pörksen** diskutiert mit der Philosophin **Marie-Luisa Frick**

Das Gespräch führte **Svenja Flaßpöhler**

Das Fundament der Demokratie, so scheint es, wankt gefährlich. Politiker nennen die NS-Zeit einen „Vogelschiss“, Tabubrüche finden im Handumdrehen mediale Verbreitung. Gleichzeitig zerfällt der öffentliche Raum, im Netz verkapseln sich Gleichdenkende in Filterblasen, zerstören Hasskommentare jede kommunikative Basis. Wie also finden wir zurück zu einer gesunden Streitkultur? Wie überwinden wir die Spaltung der Gesellschaft – oder denkt, wer so fragt, die Demokratie viel zu ängstlich? Wir befinden uns auf der phil.cologne

2018, in den Kölner Balloni-Hallen ist es schwül, draußen braut sich ein Gewitter zusammen. Auf der Bühne, in roten Sesseln, sitzen die beiden Protagonisten des Abends. „Die große Gereiztheit“ heißt das jüngste Buch des Medientheoretikers Bernhard Pörksen, der Aussagen von „Idioten“ klar vom Diskurs ausschließen will. Dagegen behauptet die Philosophin Marie-Luisa Frick in ihrer Abhandlung „Zivilisiert streiten“: Nur wenn wir den Raum des Streitbaren nicht vorschnell beschränken, bleibt die Demokratie lebendig. Ein Grollen ist zu hören, das Unwetter naht. Auf der Bühne: Höchste Konzentration.

Marie-Luisa Frick

Marie-Luisa Frick ist Professorin für Philosophie an der Universität Innsbruck. Zu ihren Schwerpunkten gehören Demokratietheorien, moralischer Relativismus und die Philosophie der Menschenrechte. 2017 erschien ihr Buch „Zivilisiert streiten“ bei Reclam

Philosophie Magazin: Beginnen wir mit der Beschreibung der gegenwärtigen Streit- und Diskurskultur. Was sind ihre Hauptmerkmale?

Bernhard Pörksen: Aus meiner Sicht befinden wir uns an einem Übergang, der wesentlich in den neuen Medienmöglichkeiten begründet liegt. Ich meine den Übergang von der Mediendemokratie alten Typs, geprägt durch publizistische Großmächte, hin zur Empörungsdemokratie des digitalen Zeitalters. Eines Zeitalters in dem – und das ist die gute Nachricht – jeder eine Stimme hat. Eines Zeitalters, in dem aber auch Hasskommunikation, Propaganda, Desinformation und Fake News in kaum gekanntem Ausmaß global zirkulieren und sich aggressive Selbstbestätigungsmilieus herausbil-

den. Es ist leicht geworden, ideologisch verwandte Stämme zu entdecken, ganz gleich, ob es Impfgegner sind oder politische Extremisten, die sich gleichsam von Giftzweig zu Giftzweig die Hand reichen und dann sagen: „Wir sind doch so viele! Warum bitte werden unsere Ideen in den Leitmedien nicht gespiegelt?“

Marie-Luisa Frick: Damit einher geht, dass wir Auffassungen, die uns vielleicht sonst gar nicht erreicht hätten, in immer stärkerem Maße wahrnehmen. Migration ist in dieser Hinsicht ein wichtiger Multiplikator für dieses Bewusstsein verschiedener Weltanschauungen. Aber auch der 11. September 2001 war natürlich eine Zäsur. Bis zu diesem Zeitpunkt waren ja viele der Auffassung, dass die Geschichte zu >>>

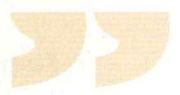
Bernhard Pörksen

Bernhard Pörksen ist Professor für Medienwissenschaft in Tübingen. In seiner Forschung setzt er sich mit den Effekten der Digitalisierung, der Skandalisierung und affektiv aufgeladenen öffentlichen Debatten auseinander. Sein Buch „Die große Gereiztheit“ erschien im Frühjahr bei Hanser



Die Idee einer Epistokratie, einer Herrschaft der Klugen und der Philosophen, halte ich für extrem bedenklich

Marie-Luisa Frick



>>> ihrem Ende kommt. Es setzt sich die Marktwirtschaft durch, die liberale Demokratie ist das unübertroffene System, das weltweit seit der Überwindung des Kommunismus keine großen Herausforderungen mehr kennt. Inzwischen sehen wir aber, dass die Zukunft offen ist. Wir müssen unsere Werte reflektieren, uns neu positionieren – uns auch neu verteidigen. Das führt zu gewissen Abgrenzungstendenzen, die sich unter anderem im abwertenden Gebrauch des Wortes „Populismus“ zeigen. Für mich ist diese pejorative Verwendung aber zu einfach und in unreflektierter Form demokratiepolitisch gesehen fatal.

PM: Was meinen Sie genau?

Frick: Hier hilft eine philosophische Differenzierung, nämlich die zwischen dem Politischen und der Politik. Populismus ist eine bestimmte Auffassung des Politischen. Politik ist die Kunst der Regelung von Angelegenheiten, die uns gemeinsam als Polis, als politisches Gemeinwesen betreffen. Und das Politische ist jene Sphäre, wo Ansichten darüber, wie solche Regelungen aussehen sollen, aufeinandertreffen. Und je nach politischer Theorie kann man diese Sphäre des Politischen beschreiben als Ort der Freiheit, der Vernunft, des gemeinsamen Beratschlagens. Oder auch – und hier würde ich mich demokratietheoretisch einordnen – der Konflikte, die gar nicht so leicht auflösbar sind. „Populismus“ („das echte Volk gegen seine Veräter“) ist Ausdruck dieser Konflikthaftigkeit und nicht einfach schlechte Politik, wie gerne suggeriert wird. Wir sollten diese Ebenen auseinanderhalten.

Pörksen: Ich tue mich schwer damit und bin sehr dafür, an dieser Stelle konkret zu werden. Wir haben es aktuell mit Populisten zu tun, die das Dritte Reich zu einem „Vogelschiss“ erklären. Da muss man sich abgrenzen. Und gleichzeitig, unabhängig von der konkreten Person, dem gerade aktuellen Geschehen, eine zentrale Lernaufgabe der Mediengesellschaft formulieren: Wie kann sie lernen, den Zünder, den kühl kalkulierenden Provokateur und im Extremfall auch den Idioten zu ignorieren? In der Masse der frei flottierenden Provo-

kationen – von der Einzeläußerung bis zur öffentlich dokumentierten Koran-Verbrennung, die ein Pfarrer aus Florida ins Werk gesetzt hat – zeigt sich ein fundamentales Problem, nämlich die Deregulierung des Diskursmarktes. Auf einmal ist unendlich viel sagbar und zeigbar geworden. Auf einmal verlieren die alten Gatekeeper, verliert der Journalismus seine sortierende Kraft – verstärkt durch eine dramatische Refinanzierungskrise. Bedenken Sie nur, wie hoch die Werbeeinnahmen von Google und Facebook im vergangenen Jahr waren. 2017 beliefen sich die Werbeeinnahmen von Google auf 95 Milliarden Dollar. Bei Facebook waren es 40 Milliarden Dollar. Das sind gigantische Verschiebungen. Der Journalismus verliert gleichsam die Hoheit über die eigenen Vertriebskanäle. Es sind längst andere publizistische Großmächte entstanden. Und zwar in Gestalt von Plattformen, die auf höchst intransparente Weise algorithmisch Informationsströme regulieren. Und populistische Kräfte sind aus meiner Sicht, man muss nur an eine Figur wie Donald Trump denken, die großen Gewinner dieser Entwicklung.

PM: Weil er über Twitter direkt mit seinen Anhängern kommuniziert ...

Pörksen: Genau. Aber auch durch die Spektakelorientierung des Fernsehens. Sobald Trump auf Sendung ging, haben sich die Einschaltquoten nachweislich um 170 Prozent gesteigert. Das heißt, er ist auch ein ökonomischer Faktor. Dazu kommt Trumps gezielte

Nutzung des tiefen Medienmisstrauens, um kritische Botschaften und unliebsame Diskurse abzuwerten. Der Begriff Fake News ist ja längst zu einem Instrument tagespolitischer Auseinandersetzung geworden. Frei nach Trump: „Fake News sind das, was mir nicht gefällt, und was jemand sagt, der mir nicht gefällt.“

Frick: Auch wenn diese Bedenken natürlich sehr berechtigt sind – lassen Sie mich eine positive Sichtweise der medialen Entwicklung starkmachen. Wenn wir uns vorstellen, wir wären eine antike Polis und treffen uns auf der Akropolis und tauschen uns aus über das tägliche Politikgeschehen: Das wäre ein riesiges Chaos, weil wir es heute mit Massendemokratien zu tun haben. Das

KONSENS ODER DISSENS? DIE KUNST DES GUTEN STREITENS

Deliberative Demokratietheorien werden unter anderem von Jürgen Habermas oder Seyla Benhabib vertreten. Diese Theorien betonen die Bedeutung der Diskussion und „Beratschlagung“ (lat. *deliberatio*) aller Bürger innerhalb eines öffentlichen Diskurses. Die Grenze dessen, was zum Diskurs zugelassen wird und was nicht, gebietet die Vernunft. Der „zwanglose Zwang des besseren Arguments“ (Habermas) sorgt dabei im Idealfall für einen Konsens der kollektiven Willensbildung.

Agonistische Demokratietheorien hingegen erklären nicht den Konsens, sondern den Dissens zum zentralen Element. Was als vernünftig gilt und was nicht, ist selbst Gegenstand des Streits. Das Politische wird diesen Theorien zufolge von Widersprüchen durchzogen, die sich durch keine Kompromisse auflösen lassen. Innerhalb eines demokratischen Rahmens müsse deshalb um die politische Vorherrschaft gekämpft werden. Wichtigste Vertreter: Chantal Mouffe und William E. Connolly.



heißt: Die Verwirrung, die entsteht, wenn jeder oder fast jeder mitreden möchte, ist zunächst einmal eine für demokratisch verfasste Gesellschaften vollkommen natürliche Verwirrung. Dass jetzt Eliten oder Gruppen, die sich für die Avantgarde halten, an Deutungshoheit einbüßen, mag empirisch stimmen, aber die Frage ist doch, ob das wirklich schlimm ist. Die Idee einer Epistokratie, also eine Herrschaft der Klugen und der Philosophen, halte ich für extrem bedenklich. Der Preis einer solchen Herrschaft ist die Freiheit. Richtig, Herr Pörksen, ist sicher, dass wir dringend lernen müssen, Informationen zu sortieren nach Relevanz und Glaubwürdigkeit. Wenn dies aber gelingt, dann sehe ich die neue Medienlandschaft, die uns das digitale Zeitalter ermöglicht, als grandiose Chance für die Demokratie. Wir können heute Zeitungen aus der ganzen Welt lesen, die uns früher nur in Bibliotheken und dann mit Verspätung zur Verfügung standen. Wir können uns weltweit mit Kollegen

und Freunden austauschen und erfahren, was bei ihnen gerade los ist. Wir haben ein viel globaleres und interkultureller Bewusstsein, zumindest sehe ich das in meiner Generation sehr deutlich und das würde ich unter keinen Umständen missen wollen.

Pörksen: Ich stimme dem vollkommen zu. Wir sind eingetreten in eine Welt des Informationsreichtums. Und in der Tat gibt es Vertreter der sogenannten Kulturelite, die in dieser Situation extrem nervös werden und Philosophenkönige neu inthronisieren wollen. Die Idee eines staatlichen Abwehrzentrums gegen Desinformation ging in eine solche Richtung. Auch die Idee des Wissenschaftlers Sandro Gaycken, der vor einiger Zeit forderte, man solle doch das allgemeine Wahlrecht an einen Bildungstest koppeln, durchgeführt von der Bundeszentrale für politische Bildung; hier solle man dann zeigen, dass man harte News von Fake News zu unterscheiden vermag.

Und nur wer dies kann, darf wählen. Ein anderes Beispiel: Neulich war ich auf einer Veranstaltung und sprach über die Amokfahrt von Münster und die entsprechenden medialen Erregungswellen. Da schlug mir ein Politiker der CSU vor, dass man doch Facebook und Twitter in diesen entscheidenden Stunden einfach mal abschalten sollte. Der dezente Hinweis, dass genau dies das Vorgehen in Autokratien und Diktaturen sei, das er hier propagiert, wollte er nicht gelten lassen. Das heißt, wir sind in einer gesellschaftlichen Situation, in der wir sehr genau überlegen müssen: Wie können wir gegen Desinformation kämpfen? Wie können wir gegen Hasskommunikation vorgehen? Und wie können wir gleichzeitig die Ideale von Mündigkeit, Aufklärung und Kommunikationsfreiheit erhalten? Das ist die Eine-Million-Euro-Frage.

Frick: An dieser Stelle möchte ich gerne auf die von Ihnen geforderte „Ignoranz von Idioten“ zurückkommen. Dies ist eine Forderung, die sich mit einer deliberativen Demokratietheorie sicherlich rechtfertigen lässt, aber nicht mit der, die ich befürworte. Die deliberative Demokratietheorie ist am Konsens orientiert. Das ist das Ideal, um das sich diese Theorie dreht, und das klingt tatsächlich so einleuchtend, dass eigentlich niemand etwas dagegen hat. Das Problem ist aber, dass die Konsensorientierung zu einer Verengung des politischen Spielraums, der politischen Kreativität und der politischen Horizonte führt. Ausschlaggebend hierfür ist die Rolle der Vernunft für das Konsensmodell. Gemeint ist hier nicht eine rein strategische Vernunft wie die Frage, wie komme ich von A nach B? Was wähle ich für ein Mittel? Sondern eine Vernunft, die sich auf die Wahl und Beurteilung von Zielen bezieht: Was vernünftig ist, darf dann diskursiv verhandelt werden. Was als nicht vernünftig erachtet wird, wird ausgeschlossen. Aus meiner Sicht aber müssen die Maßstäbe dessen, was als vernünftig gilt und was nicht, selbst politisch mitverhandelt werden. Ansonsten riskieren wir es, Menschen auszuschließen, weil wir ihnen absprechen, vernünftig sein zu können. Daher präferiere ich agonistische Demokratie- >>>

>>> theorien, die den zivilisierten Dissens ins Zentrum stellen und gleichzeitig versuchen, einen Rahmen zu definieren, innerhalb dessen dieser Dissens nicht destruktiv wird. Konkret: Es geht darum, sich in Demokratien als Gegner zu verstehen und nicht als Feinde. Wir erkennen uns also als legitim und als gleichberechtigt an. Und es geht darum, den Konflikt nicht nur zuzulassen, sondern auch zu ertragen, dass er sich nicht notwendig im Konsens auflöst. Ansonsten moralisieren wir politische Konflikte unaufhörlich.

PM: Was aber heißt das konkret für Alexander Gauland und den „Vogelschiss“? Muss ein demokratischer Diskurs im agonistischen Sinne, Frau Frick, eine solche Äußerung aushalten? Wie soll man mit ihr umgehen?

Frick: Die Meinungsfreiheit deckt diese Aussage zunächst einmal. Die Frage ist aber: Gibt man ihr diese Aufmerksamkeit, gibt man ihr einen solch gigantischen Resonanzraum? Und da würde ich persönlich sagen: nein. Wer sich aber mit dieser Aussage beschäftigen will, muss nachfragen. Was meinen Sie damit? Meinen Sie wirklich, dass das Terrorregime der Nationalsozialisten ein so unbedeutender Teil der deutschen Geschichte ist?

Pörksen: Ich muss gestehen, dass ich unruhig werde. Ich kann und will Herrn Gauland mit solchen Einlassungen nicht ernst nehmen müssen. Aus meiner Sicht gibt es Menschen, die sich – vielleicht aus einer kalkulierten Aufmerksamkeitsgier heraus – von den Prinzipien des seriösen Diskurses verabschiedet haben. Und zu einem sinnvollen Diskurs gehört es auch, rote Linien zu definieren, Tabus zu markieren. Und zum Konsens: Wir brauchen ein Minimum an Einigung über die Frage, worüber wir überhaupt sprechen. Über welche Themen, welche Inhalte, welche gemeinsamen Referenzpunkte? Mir ist das deutlich geworden an einer Bemerkung von Heinrich Mann, der 1938 darüber nachgedacht hat, ob er mit Walter Ulbricht, der später die Berliner Mauer bauen ließ, eigentlich kooperieren könne und sich verbünden solle, um gemeinsam gegen die verhassten Nazis zu

kämpfen. Und dann wurde ihm klar: Ulbricht ist ein Ideologe, mit dem man leider nicht reden kann. Und Mann hat das in folgende Formulierung gebracht: „Sehen Sie, ich kann mich nicht mit einem Mann an einen Tisch setzen, der plötzlich behauptet, der Tisch, an dem wir sitzen, sei kein Tisch, sondern ein Ententeich, und der mich zwingen will, dem zuzustimmen.“ Das ist die Polarisierung höherer Ordnung, die darin besteht, dass man sich nicht mal mehr darüber einigen kann, ob man über Tische oder über Ententeiche redet. Denken Sie hier auch an gegenwärtigere Ereignisse wie die Inauguration Donald Trumps und die Behauptung, er habe hier – obwohl sich dies klar widerlegen lässt – mehr Publikum angezogen als Barack Obama. Das ist das Ententeichproblem des Diskurses.

Frick: Da hilft aus meiner Sicht nur eines: Sprechen. Was gilt als Wahrheit, was gilt als Faktum, was gilt als Bedingung von Verifikation oder Falsifikation?

on? Genau hier beginnt das Gespräch. Und wir müssen hier vor allem an weltpolitisch viel wichtigere Sachverhalte als Trumps Inauguration denken, etwa das iranische Atomabkommen oder den Syrienkrieg. Überall dort sind Fakten enorm wichtig. Sie sind eine Basis der Beurteilung, auch von Interessen und Forderungen. Wir müssen also schauen, worauf wir unsere Energien konzentrieren. Auch hier würde ich für Prioritätssetzung plädieren. Noch einmal auf den „Idioten“ zurückgewendet: Man muss nicht reflexartig auf alles reagieren, was jemand absondert im Diskurs. Aber es gibt die Verpflichtung, dass man Menschen, die demokratisch legitimiert sind und die mit Ihnen als Staatsbürger ein Gemeinwesen teilen, in dieser gleichen Souveränität ernst nimmt. Ich selbst würde also niemanden als Idioten bezeichnen, ich würde aber auch nicht auf alles reagieren.

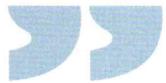
PM: Kommen wir auf einen anderen Aspekt zu sprechen. Das eine sind ja die





Wir befinden uns momentan in einer Phase der mentalen Pubertät im Umgang mit den neuen Medienmöglichkeiten

Bernhard Pörksen



gezielten Provokationen von rechts. Das andere aber sind die Hasskommentare und die Entgleisung des Diskurses in den sozialen Medien. Wie sehen Sie den Zusammenhang? Bringen diese Medien einen real existierenden Hass nur zum Vorschein – oder bringen sie ihn hervor?

Pörksen: Ich vertrete hier eine mittlere Position. Das Medium ist nicht die Botschaft, aber es radikalisiert sie – allein durch das Tempo, den Zwang zur Verkürzung, die Direktheit der Reaktion, die Unsichtbarkeit des anderen, die Belohnung der Zuspitzung durch Likes und Shares. Aber diese Radikalisierung ist kein Naturgesetz, wir können uns ihr durch Mäßigung entziehen. Mir scheint, als befänden wir uns momentan in einer Phase der mentalen Pubertät im Umgang mit den neuen Medienmöglichkeiten. Hier zu einer anderen Reife zu gelangen, ist eine zentrale Bildungsaufgabe.

Frick: Hannah Arendt hätte auf Ihre Frage geantwortet, dass die Anonymität, aus der heraus Menschen im Netz agieren und ihren Hass artikulieren, ein zentrales Problem ist. Für Arendt war ja das reale Erscheinen in der Öffentlichkeit die Bedingung einer funktionierenden Demokratie. Politik ist der Austausch von Ideen und ein gemeinsames Handeln von Menschen, die sich zusammentun. Und das geht nur, wenn man sich kennt oder zumindest genügend voneinander weiß. Die bloße Kenntnis eines Benutzernamens reicht da nicht

aus. Deswegen glaube ich auch nicht, dass die digitale Sphäre unsere herkömmliche demokratische Ordnung ersetzen wird. Sie kann sie vielleicht bereichern, sie kann sie vielleicht hier und da beschädigen. Alles das, was es im „echten“ Leben gibt, gibt es auch im Netz. Es wird stimmen, dass Anonymität im Netz Enthemmung Vorschub leistet, aber ich vermute mal: Jeder, der im Netz unflätig und verbal brutal agiert, der ist wahrscheinlich auch im echten Leben kein freundlicher Zeitgenosse. Das bedeutet, dass wir uns auf das konzentrieren müssen, was wir im realen Leben sind und wie wir da miteinander umgehen und wie wir uns dort Vorbild und Anregung sind.

Pörksen: Aufschlussreich ist doch aber, dass wir es gegenwärtig gar nicht nur mit Hassreden, sondern auch mit dem geraden Gegenteil zu tun haben: der sogenannten Political Correctness, die den Versuch darstellt, geschützte Räume in einem Moment zu definieren, in dem es solche Räume immer weniger gibt. Das ist der Versuch, Diskriminierungsfreiheit in Schutzzonen der Kommunikation zu erschaffen. Denken Sie an die Safe Spaces, die Triggerwarnungen, das Entfernen des Eugen-Gomringer-Gedichts von der Berliner Alice-Salomon-Hochschule. Das sind offensichtlich auch Reaktionsbildungen auf die erlebbare Diskursverwilderung. Allerdings bin ich nicht so sicher, ob der politisch korrekte Diskurs wirklich so mächtig und so bestimmend ist, wie manche derzeit behaupten.

Frick: Da bin ich etwas anderer Ansicht. Jeder, der an Universitäten arbeitet, weiß: Es gibt Lehrveranstaltungen, die man besser thematisch nicht ansetzt, wenn man nicht ins „falsche“ Eck gestellt werden will. Und es gibt Vortragende, die man besser nicht einlädt, wenn man zum Beispiel vermeiden will, dass sich bestimmte Studentengruppen oppositionieren. Wir hatten mal Peter Singer für einen Vortrag nach Innsbruck eingeladen. Der Abend begann mit massiven Störungen. Dabei hat er gar nicht über seine streitbaren Thesen zur Euthanasie gesprochen, sondern über den effektiven Altruismus. Oder nehmen Sie das Thema „Kritik an öf-

fentlich-rechtlichen Medien“. Das Problem ist, dass Medienkritik, wie auch viele andere wichtige Formen der Kritik, zu einem Monopol von bestimmten Gruppen zu werden scheint, mit denen man sich nicht gemeinmachen will. Und das hindert viele, Medienkritik überhaupt noch zu üben. Und das halte ich für fatal. Wir brauchen Medienkritik mehr denn je, weil natürlich auch Journalisten und Journalistinnen Menschen sind und weil sich die Arbeitsbedingungen von Journalisten und Journalistinnen dramatisch geändert haben. Zeitdruck und Personalknappheit sind gerade im öffentlich-rechtlichen Sektor zu beobachten. Die Arbeit wird nicht weniger und die Recherche ist eigentlich kaum mehr möglich, es werden Agenturmeldungen kopiert. Wenn Sie nicht intentional ausländische Medien lesen, breit gefächert lesen, ist Manipulation zu erwarten und fast unvermeidlich. Wenn die entsprechenden Eliten jetzt wehleidig reagieren auf Kritik, tut das weder ihnen selbst gut noch dem Journalismus als solchem. Entscheidend ist doch die Frage, woher das Misstrauen rührt.

Pörksen: Ich will nicht als Apologet des real existierenden Journalismus herumlaufen. Und doch: Täglich lassen sich großartige journalistische Leistungen entdecken. Überdies verbirgt sich in den Maximen des guten Journalismus eine praktische Kommunikationsethik, die heute jeden angeht. Ich behaupte: Weil wir zu Sendern geworden sind, sollten die Ideale des guten Journalismus zu einem Element der Allgemeinbildung werden. Diese lauten: „Prüfe erst, publiziere später. Höre immer auch die andere Seite. Sei transparent im Umgang mit Fehlern. Versuche dir über deine eigenen Urteile und Vorurteile klar zu werden. Sei kritisch gegenüber den Mächtigen. Beachte Proportionen. Kläre Relevanzfragen.“ Diese Grundprinzipien gehen heute jeden an. /

phil. cologne
Internationales Festival der Philosophie

Der Dialog fand statt auf der phil.cologne 2018.

Warum machen wir nicht
mehr aus unserer

Freiheit?





Wir sind so frei wie nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Und doch fühlen wir uns oft gefangen, erdrückt von Anforderungen, getrieben durch inneren Leistungszwang. Was wäre das für ein Dasein, könnten wir es auskosten. Den Augenblick genießen, anstatt ihn zu verpassen. Aus schalen Routinen ausbrechen, weniger arbeiten, Neues wagen – im Zweifelsfall auch gegen gesellschaftlichen Widerstand. Mehr Muße, mehr Lebendigkeit, mehr Spontaneität: Warum packen wir Kairos nicht beim Schopfe, wagen den entscheidenden Schritt? Sind wir zu feige? Zu vernünftig? Zu faul? **Christoph Butterwegge, Claus Dierksmeier, Nils Markwardt, Robert Pfaller, Richard David Precht und Nina Verheyen** über Wege in eine freiere Existenz.

Von Nils Markwardt

V

erwirkliche dich!“,

„Mach dein Ding!“, „Lebe deinen Traum!“ – das sind die Imperative unserer Zeit. Aber wie das so ist mit großen Sehnsüchten, verweisen sie umso deutlicher auf einen Mangel. Zeitnot, Stress, Beschleunigung, Zukunftsangst, Burnout: Von einer geglückten Existenz scheinen wir nach wie vor weit entfernt, was durchaus erklärungsbedürftig ist – sind doch die Voraussetzungen für ein freies Leben in vielfacher Hinsicht besser denn je. Der ultrakonservative Moralkodex früherer Jahrzehnte ist im Grundsatz ebenso passé wie Gebote religiöser Genügsamkeit. Im Vergleich zu den 1990er-Jahren ist die durchschnittliche Wochenarbeitszeit weiter gesunken, während der technische Fortschritt viele zeitraubende Hausarbeiten erleichtert hat. Und auch die rapide wachsenden Möglichkeiten der Mobilität und Kommunikation bieten längst ungleich mehr Freiheiten.

Freiheit - ein Luxus?

Wer heute also seinen Bürojob kündigen und einen Onlineshop für selbst gemachte Quittenmarmelade aufmachen will; wer eine Weltreise per Backpacking unternehmen möchte oder davon träumt, sein eigenes Buch zu schreiben, könnte das im Jahr 2018 tendenziell eher tun als je zuvor. Stellt sich umso dringlicher die Frage, warum so viele Menschen sich nach Freiheit sehnen, obwohl sie sie, bei Lichte betrachtet, doch längst besitzen könnten?

Nun liegt ein Einwand nahe: Sich selbst zu verwirklichen, das muss man sich erst einmal leisten können. Finanziell, aber auch zwischenmenschlich. Will man monatelang Südamerika entdecken, braucht man Geld und darf keine familiären Pflichten haben. Ist Freiheit also schlichtweg eine Frage der Verhältnisse? Ein Denker wie Jean-Paul Sartre würde das vermutlich als allzu schnelle Ausrede verbuchen. Denn äußere Zwänge verhindern die Freiheit nicht, sondern erforderten sie nur umso mehr. Dem französischen Denker zufolge sind wir nämlich dazu verurteilt, unsere Existenz zu entwerfen, uns in jeder konkreten Situation für die Freiheit zu entscheiden. Und zwar gerade dann, wenn die Freiheit an ihre Grenzen stößt und gegen Widerstände durchgesetzt werden muss. Man denke nur an die pubertäre Freude, wenn man, gegen den Willen der Eltern, die heiß ersehnte Party heimlich über das Garagendach doch noch erreicht; an das Glücksgefühl der ersten eigenen Wohnung oder an die Energie, die sich im Zuge einer Protestbewegung entfaltet.

Sartre selbst ging sogar noch weiter, bis zum existenziellen Extrem. In dem 1944 erschienenen Artikel „Die Republik des Schweigens“ schrieb er: „Niemals waren wir freier als unter der deutschen Besatzung. Wir hatten alle unsere Rechte verloren und in erster Linie das Recht zu sprechen (...). Da das Nazigift bis in unser Denken eindrang, war jeder richtige Gedanke eine Eroberung (...). Die Wahl, die jeder von sich traf, war echt, weil sie angesichts des Todes fiel, weil sie sich stets in der Form ‚Lieber den Tod als ...‘ hätte ausdrücken lassen.“

Müssen wir die Freiheit, ob persönlich oder politisch, also einfach nur heroisch ergreifen? Dass das in der Theorie wesentlich einfacher klingt, als es in der Praxis tatsächlich ist, zeigt sich an Sartre selbst. So unterstützte er während des Krieges zwar die Résistance, schrieb bis 1944 aber auch für die mit den Nazis kollaborierende Zeitung Phönix. Aber noch entscheidender ist: Um seine eigene Freiheit zu verwirklichen, muss man den inneren Willen von äußeren Zwängen überhaupt erst einmal unterscheiden können. Für rebellierende Teenager oder politische Widerstandskämpfer ist das freilich kein Problem. Aber was, wenn genau dieser Unterschied gesellschaftlich immer mehr verschimmt? Wenn also mein eigener Wille von den Zwängen der Gesellschaft kaum mehr zu unterscheiden ist?

Genau das hatte Michel Foucault bereits in den späten 1970er-Jahren mit dem Begriff der „Gouvernementalität“ diagnostiziert. Demnach wird Macht in modernen Gesellschaften immer weniger durch bloße Befehle und Anweisungen ausgeübt, sondern vielmehr durch die Inkorporierung gewünschter Verhaltensmuster. Regeln sollen nicht nur befolgt werden, sie sollen befolgt werden wollen. Oder kurz gesagt: Nicht Disziplinierung, sondern Selbstdisziplinierung ist das Gebot der Stunde.

Zwang im Kostüm der Freiwilligkeit

Die dialektische Verschränkung von Freiheit und Zwang zeigt sich heute etwa in der Erziehung und der Arbeitswelt. Hier funktioniert die Willenssteuerung nicht mehr zwangsläufig prohibitiv, mittels Verboten, sondern oft permissiv, also durch den Appell an den vermeintlich freien Willen. Anstatt dem widerborstigen Kind zu befehlen: „Du kommst jetzt mit zu Oma!“, adressiert man dessen Gewissen und sagt: „Oma wäre traurig, wenn du nicht mitkommen würdest.“ Ganz ähnlich in der Arbeitswelt der sogenannten flachen Hierarchien: Überstunden werden nicht mehr paternal



“ Was, wenn mein eigener Wille von den Zwängen der Gesellschaft kaum mehr zu unterscheiden ist?

verordnet, sondern die Kollegen werden vom jovialen Chef mit dem Verweis auf den „Teamspirit“ des „gemeinsamen Projekts“ freiwillig zum Bleiben gebracht.

Die Pointe dabei: Der permissive Befehl, der auf die Freiwilligkeit des anderen setzt, ist der viel stärkere. Hier verkleidet sich der äußere Zwang nämlich als innere Freiheit. Der Chef hat mich ja schließlich nicht explizit gezwungen, am Wochenende zu arbeiten, sondern lediglich zur Einsicht in die vermeintliche Notwendigkeit gebracht. Insofern die Unfreiheit heute also zunehmend im Kostüm der Freiheit daherkommt, ist es weniger das Verbot oder der Befehl als vielmehr eine aktivierende Positivität, der Appell ans Mitmachen, der den Gegenpol zur Selbstverwirklichung bildet. Die Herausforderung der Gegenwart besteht deshalb nicht mehr nur im Ergreifen von Optionen, sondern mindestens ebenso in dem, was der Kulturtheoretiker Bazon Brock die „Ästhetik des Unterlassens“ nennt.

Im Kontrast zur „Politik der Ekstase“ plädiert Brock für einen „Heroismus des Nicht-Tuns“, verdeutlicht an einem Beispiel aus der Technologie: „Heutzutage kann

jeder kapitalkräftige Hanswurst (...) ein Atomkraftwerk bauen; es zu verhindern, verlangt Genie, Durchhaltvermögen und Überzeugungskraft.“ Doch lässt sich dieses Konzept auch auf unzählige andere Situationen übertragen: keinen idiotischen Diättrends folgen, nachts nicht noch einmal die Mails checken, sich bei Freunden nicht andauernd besonders „authentisch“ geben.

Womit aber noch nicht geklärt wäre, aus welchen Gründen uns diese Ökonomie der Zurückhaltung so schwerfällt. Weshalb ergreifen wir die Chancen nicht, mehr aus unserer Freiheit zu machen? Das folgende Dossier stellt drei Fragen, um einer Antwort auf die Spur zu kommen: I: Sind wir zu feige? II: Sind wir zu vernünftig? II: Sind wir zu faul? Mit Beiträgen von Richard David Precht, Christoph Butterwegge, Robert Pfaller, Nina Verheyen sowie fünf Menschen, die von ihren persönlichen Lebensträumen erzählen. Im abschließenden Essay dreht der Philosoph Claus Dierksmeier den Spieß noch einmal um. Nicht mehr Freiheit ist gefragt. Sondern eine bessere Freiheit. Welche das wäre? Sie sind frei, es herauszufinden! /

**Ayn
Rand**

► 1905–1982



Pro

Sie fühlen sich unfrei, haben zu wenig Zeit, würden gerne ausbrechen aus Ihrem falschen Leben? Nun, wenn Sie sich nicht in der Lage sehen, Ihre Situation zu ändern, sind Sie selbst daran schuld. Schließlich leben wir in einem System, das Ihnen alle Freiheit der Welt bietet: dem Kapitalismus. Die einzige Voraussetzung, um frei zu sein, ist ausreichend Mut. Das klingt hart? Dann sollten Sie sich das Leben jener Denkerin vergegenwärtigen, die, würde sie Ihr Jammern vernehmen, Ihnen diese Thesen ohne mit der Wimper zu zucken ins Gesicht sagen würde. 1905 als Alissa Sinowjewna Rosenbaum in eine großbürgerliche Sankt-Petersburger Familie geboren, musste Ayn Rand schon in jungen Jahren lernen, was Verlust bedeutet. Ihre Familie wurde im Zuge der Oktoberrevolution enteignet, ihr selbst wurde damit gedroht, sie müsse die Universität noch vor Abschluss verlassen. 1924 ließ sie sich in den USA nieder und beschloss, sich nie wieder fremdbestimmen zu lassen.

Ihre wichtigste Regel, um frei zu werden: Stehe dir näher als jedem anderen und handle so egoistisch wie möglich. Ansonsten ist alles erlaubt. „Es gibt im Leben nur zwei Sünden: Die eine ist, zu wünschen ohne zu handeln, die andere ist, zu handeln ohne Ziel“, so Rand. Die individuelle Freiheit ist das höchste Gut der menschlichen Existenz. Mein Wille und meine Ziele stehen über allem, weshalb auch Glück und Leiden oder Lob und Kritik anderer keinen Maßstab für meine Handlungen darstellen dürfen. Der von Rand vertretene Individualismus birgt sogar ein ethisches Ideal. Kümmert sich jeder um sich selbst, kommt schließlich keiner zu kurz. Und: Setzen sich die willensstärksten, innovativsten Köpfe durch, können von deren Ideen auch andere profitieren. Überzeugt? Oder wissen Sie dennoch immer noch nichts mit Ihrer Freiheit anzufangen? Sie fürchten sich vor Veränderung? Schluss mit der Feigheit und rein ins Abenteuer!

Leyla Sophie Gleissner

Zum Weiterlesen: Ayn Rand, „Wer ist John Galt?“ (Gewis, 1985)

Fotos: Akatze; akg-images; Ayn Rand Archives

I Sind wir zu feige?



Kein Zweifel: Unfreiheit engt ein. Gleichzeitig aber kann sie uns tief beruhigen und auch entlasten. Schließlich sind Änderungen anstrengend und gehen mit Verantwortung einher. Brauchen wir also nur mehr Mut? Darüber streiten auf diesen Seiten **Ayn Rand** und **Max Horkheimer**. Anschließend erzählen fünf Menschen von ihren Lebensträumen – kommentiert von **Robert Pfaller**



**Max
Horkheimer**

► 1895-1973

Contra

Sie haben sich vorgenommen, endlich auszuscheren aus dem Hamsterrad und Ihre Existenz aktiv zu gestalten - schauen aber doch nur wieder diese wahnsinnig gute Netflix-Serie? Wir können Sie beruhigen: Nein, Sie sind nicht zu feige, um mehr aus Ihrer Freiheit zu machen. Zumindest lässt sich von Max Horkheimer lernen, dass die Frage nach der Freiheit des Einzelnen schon verfehlt ist. Was es wirklich zu ändern gilt, ist das System. Die instrumentelle Vernunft des Kapitalismus führt dazu, dass für Andersartigkeit und Individualität kein Platz bleibt. Anstatt Abweichung und Differenz zu fördern, bringt dieses Wirtschaftssystem, da an Profit und Effizienz orientiert, das Immergleiche hervor – weshalb der jüdischstämmige Horkheimer, der vor den Nazis ins amerikanische Exil fliehen musste, eine klare Verbindung zum Faschismus sah. Und auch Ihre geliebte Serie ist für den Denker nur ein Produkt der „Kulturindustrie“; von Ihrem eigenen Konformismus ganz zu schweigen. Um dem etwas entgegenzusetzen, hilft es nicht, auf eine dem Menschen immer schon gegebene Freiheit zu verweisen. Freiheit kann nicht losgelöst von der konkreten sozialen, ökonomischen und historischen Situation existieren. „Die Vorstellung einer Freiheit als einer, die immer schon da ist, auch wenn die Menschen in Ketten liegen, also einer bloß inneren Freiheit, gehört der idealistischen Denkweise an“, stellt Horkheimer fest. Seine Philosophie, die „Kritische Theorie“, setzt sich von diesem lebensfernen Freiheitsbegriff radikal ab. Ihr Ziel ist es, das Denken in den Dienst der Unterdrückten zu stellen. Dafür versucht sie, historische Missstände offenzulegen und – der Name ist Programm – zu kritisieren. Kurz: Frei sind wir leider alle nicht. Auch wer davon überzeugt ist, sich selbst zu verwirklichen, ist nur Teil des Systems.

Leyla Sophie Gleissner

Zum Weiterlesen: Max Horkheimer, „Bedrohungen der Freiheit (1965)“, in: Ders.: „Zur Kritik der instrumentellen Vernunft“, hrsg. v. Alfred Schmidt (Fischer, 1985)

Mein Traum

Wahrhaft frei sind wir erst, wenn wir unsere Träume verwirklichen: Mit dieser Vorstellung machen wir uns oft das Leben schwer. Fünf Menschen erzählen, wie sich Wunsch und Realität zueinander verhalten

Kommentiert von Robert Pfaller

Von der Schriftstellerin Natalia Ginzburg stammt die schöne Doppelfrage: „Warum leben wir nicht so, wie wir träumen? Und warum müssen wir trotzdem träumen?“ Die Antwort auf diese Frage hat der amerikanische Comic-Autor Allen Saunders gegeben: „Life is what happens to you while you are busy making other plans.“ Das vermeintlich Provisorische, sozusagen das Wartezimmer, ist demnach in Wahrheit schon das Definitive, gleichsam der Behandlungsraum. In der Gegenrichtung gelesen, sagt das Zitat aber noch etwas anderes, ein wenig Verstörendes – nämlich: Ohne dass man auf etwas anderes wartet, würde gar nichts passieren. Die abweichende Erwartung ist eine Bedingung, eine Stütze des Lebens. Wir brauchen eine bestimmte Vorstellung, damit sich gegen diese Vorstellung plötzlich, während wir noch warten, etwas Unerwartetes, Lebendiges einstellen kann.

Wir müssen offenbar mit Notwendigkeit etwas träumen, um etwas anderes leben zu können. Darum dürfen wir nicht in die Falle tappen zu meinen, das geträumte Leben wäre das wahre und das gelebte nur eine entfremdete Version davon. „Durch Wahnideen verderben die Menschen sich ihr Glück“, hat Epikur zu dieser Falle bemerkt. Unsere Freiheit sollten wir deshalb nicht darin suchen, zwanghaft unsere Träume zu leben. Wir müssen vielmehr den Träumen ihr Recht zugestehen, Träume zu bleiben. Die Journalistin, die heimlich davon träumt, Dichterin zu sein, braucht vielleicht gerade diesen Traum, um ihren Job in der Redaktion gut zu machen. Und der Barpianist, der heimlich Zwölftonmusik komponiert, ist nicht in Wahrheit Komponist, sondern eben in Wahrheit ein träumender Barpianist. Würden sie sich dagegen dazu entschließen, das zu tun,

wovon sie träumen, so müssten sie wohl bald wieder einen neuen Traum entwickeln.

Auch das Träumen böser Dinge muss in diesem Licht begriffen werden. Das fällt uns gegenwärtig besonders schwer. Die Postmoderne mit ihren Identitätspolitiken legt uns nahe, wir sollten ganz wir selbst sein und nichts dulden, was wir nicht gänzlich in Ordnung finden. Darum werden, vor dem Hintergrund einer verstärkten medialen Aufmerksamkeit für die Fragen einvernehmlicher Sexualität, schon Rufe laut, das Märchen „Dornröschen“ aus dem Kindergarten zu verbannen. Und bei jedem Amoklauf in amerikanischen Schulen melden sich selbst ernannte Sachverständige zu Wort, die die Ursache im Spielen am Ego-Shooter verorten.

Sigmund Freud hingegen hat unter Verweis auf Platon geschrieben, „dass der Tugendhafte sich begnügt, von dem zu träumen, was der Böse im Leben tut“. Böses zu träumen, hat also oft die Funktion, die Menschen davon abzuhalten, solche Taten wirklich zu verüben. Umgekehrt hält auch das Träumen guter Dinge manche Menschen oft davon ab, sie wirklich zu verüben: Leute, die sich selbst für gute Sozialdemokraten hielten, haben auf diese Weise neoliberale Reformen wie Hartz IV verwirklicht. Blaise Pascal hat diese vertrackten Verhältnisse auf die schöne Formel gebracht: „Es gibt zwei Arten von Menschen: Engel, die sich für Teufel halten, und Teufel, die sich für Engel halten.“

Michael Duclos, Petra Wessels, Carsjen van Schwartzberg, Nele Rößler, Céline und Johnny: Sie alle erzählen uns vom unauflöslichen Spannungsverhältnis zwischen Traum und Realität. Warum machen wir nicht mehr aus unserer Freiheit? Weil wir dann nicht mehr wüssten, wofür es sich zu leben lohnt.



Robert Pfaller

Robert Pfaller ist Professor für Philosophie an der Kunstuniversität Linz. Er wurde unter anderem mit dem Best Book Award 2015 des Amerikanischen Berufsverbandes für Psychologie ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm: „Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur“ (S. Fischer, 2017)



„Ich bereue, meiner Leidenschaft für Graffiti nicht gefolgt zu sein“

MICHAEL DUCLOS

37 Jahre, gab einen Traum auf, um für seine Familie zu sorgen

Nachdem ich meine Umschulung vom Fliesenleger zum Veranstaltungskaufmann abgeschlossen hatte, war mir klar, dass ich nicht wieder zu meinen Eltern ins bayerische Landsberg am Lech ziehen will. Mir wurden einige Leute in meiner alten Stadt einfach zu viel, deshalb brauchte ich einen Tapeutenwechsel, einen echten Neuanfang! So bin ich mit meiner damaligen Freundin in den Bayerischen Wald in die Nähe ihrer Familie gezogen, was zu dieser Zeit die richtige Entscheidung war. Wäre allerdings nicht sehr bald nach unserem Umzug unser gemeinsamer Sohn auf dem Weg gewesen, wäre ich auf keinen Fall immer noch dort. Vom Schicksal aber nun in die Verantwortung eines

Familienvaters gebracht, brauchte ich einen Job und begann in einem Callcenter zu arbeiten. Auch wenn ich gut am Telefon verkaufen konnte, war die Bezahlung miserabel, und ich habe dort Unmengen an Zeit verbrannt, die ich definitiv besser hätte nutzen können. Am meisten bereue ich heute, dass ich meiner Leidenschaft für Malerei und Graffiti nicht intensiver nachgegangen bin, was natürlich auch an der Umgebung lag. Was Streetart angeht, ist der Bayerische Wald bekanntlich nicht gerade ein Hotspot. Hätte ich in all der Zeit, in der ich andern Menschen über das Telefon Versicherungen verkauft habe, mit einer Sprühdose an der Wand gestanden, wäre ich heute ganz woanders. Da bin ich mir sicher.“

Der Kommentar von Robert Pfaller

Kein Leben ohne Priorität

So richtig es ist, dass man manchmal von etwas anderem, vielleicht sogar etwas Unmöglichem träumen muss, um etwas Bestimmtes, Mögliches leben zu können, so sehr ist andererseits anzuerkennen, dass Menschen manchmal alleine durch widrige Umstände davon abgehalten werden, etwas durchaus Mögliches, anderes zu leben. In einer urbaneren Umgebung und mit weniger sozialen Verpflichtungen hätte Herr Duclos seine Talente wohl besser entwickeln können. Was es allerdings nirgends und niemals gibt, ist ein Leben, in dem man keine Prioritäten setzen muss. Herr Duclos hat sich entschieden: für die Beziehung und das Familienleben und gegen seine Kunst. Egal, welche Entscheidung man in einer solchen Situation trifft: Um seine Wahl später im Leben nicht zu bedauern und sich, wie Epikur sagt, das Leben nicht durch Träume zu verderben, ist es wichtig, sich regelmäßig klarzumachen, dass einem aus guten Gründen die eine Möglichkeit wichtiger und lieber war als die andere.

>>>

>>>



„Die eigene Autowerkstatt ist ein Stück Kindheit“

CARSJEN VAN SCHWARTZENBERG
 66 Jahre, genießt seine Rentenzeit

„**M**eine Kinder sind groß, haben eigene Familien, und als ich in Rente ging, habe ich mich gefragt: Was möchte ich noch machen in meinem Leben? Eigentlich war mein Traum immer, einmal die Welt zu umsegeln; ich bin am Meer aufgewachsen und liebe das Segeln. Doch mir war schnell klar, dass ich nicht so lang von meiner Frau weg sein möchte, und so habe ich mir einen anderen Wunsch erfüllt: eine eigene Autowerkstatt. Die Verbindung zwischen dem Segeln und den Autos ist natürlich die Mobilität, aber das Zentrale ist für mich gar nicht, mit den Autos zu fahren, sondern an ihnen herumzuschrauben. Ich finde es wunderbar, unter Autos zu liegen, ich mag den Ölgeruch und das Gefühl, am Ende des

Tages etwas geschafft zu haben, das man sieht. Bis zur Rente war ich Lehrer, das ist ja eine ganz andere Art des Arbeitens. Wahrscheinlich repariere ich aber auch deshalb so gerne Autos, weil mein Vater Schmied war und bei uns zu Hause immer irgendwelche Maschinen herumstanden, Trecker, Autos, alles Mögliche. Wenn ich mich mit meinem Vater gestritten habe, hoffte ich immer, dass irgendetwas kaputtgeht, damit wir es zusammen wieder heil machen können. Das gemeinsame Arbeiten hat uns, wie man so schön sagt, zusammengeschweißt. Die eigene Autowerkstatt ist also auch ein Stück Kindheit. Mein Traumauto war übrigens immer der Citroën DS 23 Injection Pallas. Den habe ich jetzt, von mir eigenhändig repariert.“

Der Kommentar von Robert Pfaller

▲ **Verdiente Göttin**

Die schöne Erzählung von Herrn van Schwartzberg zeigt: Man kann seinen Traum auch leben. Freilich ist das meist erst möglich, nachdem man sein Erwerbsleben erfolgreich hinter sich gebracht hat. Zum Verständnis dieses Falles ist es nützlich, sich an Hegels Satz „das Wahre ist das Ganze“ zu erinnern. Es ist nicht so, dass Herr van Schwartzberg jetzt sein „wahres Leben“ führt, während er vorher im Falschen gelebt hätte. Vielmehr hat er offenbar alles richtig gemacht und eben genau jenes Erwerbsleben geführt, das ihm seinen Lebenstraum ermöglicht hat. Die Citroën DS (französisch klingt diese Abkürzung wie das Wort *déesse*: „Göttin“) ist übrigens buchstäblich ein Traumauto. So wurde sie schon bei ihrer Vorstellung 1955 von Roland Barthes wahrgenommen. Sie verkörpere, schrieb Barthes, einen „Mythos“ – von Modernität sowie eines „klassisch“ werdenden, nicht mehr ans „Heroische“ rührenden Automobilismus. Auch das Traumhafte eines dank der Hydropneumatik scheinbar schwebenden Fahrens in der DS setzt ein Wachleben voraus: Es wird heute in der Regel nur möglich, nachdem man selbst Reparieren gelernt hat.

Der Kommentar von Robert Pfaller

▲ Heilige Unterbrechungsriten

Zweite Welten müssen nicht immer in einem ganz anderen Leben bestehen. Gerade traditionellere und ländlichere Lebensformen zeichnen sich durch eine rhythmisierte Abwechslung zwischen profanem Alltag und festlichen Ritualen, zwischen Arbeiten und Feiern aus. Diese Abfolge ist urbanen Menschen, die in Kreativberufen arbeiten, weitgehend verloren gegangen. Sie wundern sich, wenn sie sehen, wie ausgelassen Menschen auf dem Land feiern können. Dass zum Beispiel Hochzeiten dort oft mehrere Tage mit üppigstem Essen und Alkoholtrinken verbracht werden, ist ihnen kaum mehr nachvollziehbar, und mit Rücksicht auf ihr Berufsleben können sie sich daran auch kaum beteiligen. Auch kleine, bescheiden anmutende Rituale aber können schon diese Funktion von „Unterbrechungsriten“ erfüllen. Sie erzeugen, wie die Philosophen Georges Bataille und Michel Leiris erkannten, jenes „Heilige im Alltagsleben“, das uns Geselligkeit verschafft und das uns das souveräne Gefühl gibt, nicht allein für die Arbeit und die bloße Erhaltung unseres Lebens zu leben.



„Der Wunsch wegzugehen war nie drängend“

PETRA WESSELS

44 Jahre, lebt seit jeher in ihrem Geburtsort

„**M**it meinen drei Kindern und meinem Mann lebe ich in dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin. Ich habe nie woanders gelebt, bin nicht für ein Jahr ins Ausland gegangen oder so etwas. Mein Dorf liegt im Münsterland, Münster ist mit dem Auto eine Dreiviertelstunde entfernt, und irgendwann dachte ich kurz mal, dass es schön wäre, zumindest eine gewisse Zeit dort zu leben. Aber wirklich drängend war der Wunsch nicht, und so bin ich geblieben. Alle meine näheren Verwandten kommen von hier und aus der näheren Umgebung, meine Eltern, meine Großeltern; vielleicht bin ich deshalb nie wirklich auf die Idee gekommen wegzugehen, aber ich sehe auch keinen Grund dafür. Ich mag das Vertraute, die

Natur, die Ruhe. Wenn ich aus der nächsten Kleinstadt mit dem Rad übers Land zurück ins Dorf radle, denke ich eigentlich immer: Wie schön. Meine alten Freunde wohnen fast alle noch hier, meinen Doppelkopf-Club und meine Strickrunde besuche ich regelmäßig und freue mich immer sehr darauf, genauso wie auf das Schützenfest, das immer an Christi Himmelfahrt stattfindet. Das Fest ist für uns alle im Dorf jedes Jahr wieder ein Highlight. Das Wiederkehrende, Gewohnte ist für mich nicht mit Langeweile, sondern mit Halt verbunden. Ich glaube, dass jeder Mensch ein gewisses Maß an Ritualen braucht. Ich bin Kindergärtnerin, ohne einen festen Ablauf würden sich die Kleinen verloren fühlen. Ich kann das sehr gut verstehen.“

>>>



„Das Surfen ist einerseits Droge, andererseits Meditation“

NELE RÖSSLER

28 Jahre, entdeckte als Erwachsene eine neue Leidenschaft

Ich habe erst relativ spät mit dem Windsurfen angefangen, mit 22 während des Studiums in Kiel. Deshalb bin ich auch nicht sonderlich gut. Trotzdem gibt es für mich nichts Schöneres auf der Welt als Surfen. Auf dem Wasser zu gleiten, das ist die größtmögliche Freiheit. Wobei Freiheit vielleicht gar nicht das richtige Wort ist. Es gibt da nämlich auch ein Suchtelement. Ich verplane beispielsweise ungern die Wochenenden, um bei guten Verhältnissen direkt ans Meer fahren zu können, auch wenn es von Köln an die Nordsee jeweils 2,5 Stunden hin und zurück dauert. Herrscht Wind und ich muss etwas anderes machen, bekomme ich richtig schlechte Laune. Ich spüre dann manch-

mal wirklich sogar einen Druck auf dem Herzen. Familie und Freunde haben sich darauf mittlerweile schon eingestellt und verzeihen es mir, wenn ich keine Zeit habe, weil ich surfen muss. Hätte ich die Möglichkeit, aufs Wasser zu gehen, würde ich schließlich auch im Urlaub keinen Tag mit Sightseeing verschenken. Es ist also etwas paradox: Einerseits ist das Surfen wie eine Droge, man ist ständig auf der Suche nach der Herausforderung, nach den perfekten Bedingungen. Andererseits ist es auch eine Art Meditation, ein Rückzugsort aus dem Alltäglichen. Das Surfen würde ich trotzdem nicht zu meinem einzigen Lebensinhalt machen. Dann müsste ich mir ja einen neuen Rückzugsort suchen.“

Der Kommentar von Robert Pfaller

▲ Manifeste Lust als Übergangsphänomen

Präziser als Frau Rössler kann man die Rolle und Funktion einer „zweiten Welt“ für das Leben kaum zusammenfassen: Einerseits ist diese Welt, in diesem Fall das Surfen, die Welt, die einem das Gefühl des wahren Lebens gibt. Andererseits kann man sie eben genau deshalb nicht zum Hauptlebensinhalt, zur „ersten Welt“ machen. Etwas, das seinem Wesen nach ein Rückzugsort ist, kann nicht zum Hauptwohnsitz werden, weil man dann wieder einen neuen Rückzugsort benötigen würde. Aus demselben Grund ist im Leben die Lust nicht von Dauer. Das kommt nicht daher, dass das Leben unlustvoll oder die Welt schlecht wäre, sondern lediglich daher, dass die manifeste Lust ein Übergangsphänomen ist. Dennoch ist die Lust, wie Epikur lehrte, „jederzeit verfügbar“: Wo sie abwesend zu sein scheint, müssen wir nur ein wenig innehalten, um sie als solche zu erkennen. Nur durch diese Doppelbewegung aus Anstreben der Lust und Innehalten können wir verhindern, was Bertolt Brecht so schlaue beschrieb: „Alle rennen nach dem Glück, das Glück rennt hinterher.“

Der Kommentar von Robert Pfaller

▲ Zweitweltlicher Überschuss

Von dieser Geschichte ist auf den ersten Blick gar nicht leicht zu sagen, ob sie überhaupt hierher gehört - nämlich in den Zusammenhang des Nachdenkens über zweite Welten. Denn Céline und Johnny scheinen ja eine perfekt passende erste Welt für sich gefunden zu haben. Allerdings ist es doch bezeichnend, dass eine solche Weiterführung oder Rückbesinnung auf lokale Traditionen, Arbeits- und Lebensformen meist nicht den jüngeren Leuten vor Ort möglich ist, sondern nur anderen, die in vielen Hinsichten von anderswoher kommen. Um ein solches Leben und Arbeiten als ökonomisch durchführbar und wünschenswert zu erkennen, braucht man andere Ressourcen - zum Beispiel in Bezug auf Kapital, Bildung (was Céline und Johnny am Anfang selbst erwähnen) und soziale Netzwerke oder auch Sehnsüchte -, als sie üblicherweise vor Ort verfügbar sind. Man könnte sagen: Das „richtig“ anmutende Leben in der Nähe von Coimbra wäre vor Ort wohl bald abgestorben. Es kann nur zum Leben wiedererweckt werden, wenn es beginnt, die Rolle einer „zweiten Welt“ für eine andere Welt zu spielen. Céline und Johnny sind selbst jener zweitweltliche Zuschuss oder Überschuss, der nötig war, um eine frühere erste Welt, die von sich aus wohl kaum mehr hätte leben können, leben zu lassen.



„Wir wollen etwas Wichtiges,
etwas Eigenes leisten“

CÉLINE UND JOHNNY

25 und 28 Jahre, zogen von der Stadt aufs portugiesische Land

In Europa verfügen wir über ein Maß an Freiheit, das für andere unvorstellbar ist. Wir haben Geld, ein Recht auf Bildung und die Möglichkeit zu reisen, wohin wir wollen. Deshalb weiß man aber noch lange nicht, wie man sich frei fühlt. Das muss man erst lernen. Daran arbeiten wir jeden Tag aufs Neue. Vor zwei Jahren haben wir dem Stadtleben den Rücken gekehrt und sind in ein kleines portugiesisches Bergdorf in der Nähe von Coimbra gezogen. Wir haben uns beigebracht, auf unsere Umwelt und auf uns achtzugeben. Wir haben ein altes Farmgebäude Stein für Stein wieder aufgebaut. Wir haben Oliven, Zitronen und Pfirsichbäume gepflanzt. Wir wollten etwas Wichtiges, etwas Eigenes leisten. Dass das mit viel

Arbeit verbunden ist, stört uns nicht. Denn zu lernen, alles selbst zu machen, wird belohnt: mit neuem Wissen, gutem Essen, mit Ruhe, Gesundheit und mit tiefer Freundschaft. Und auch das kann man hier lernen: Dinge selbst zu machen, bedeutet nicht, alleine zu sein. Viele helfen uns dabei, unseren Freiheits Traum in die Tat umzusetzen. Vor allem die älteren Bewohner und Bewohnerinnen waren über unsere Ankunft froh, da sie sich wünschen, dass auch zukünftige Generationen sich für die Natur hier verantwortlich fühlen. Es gibt unendlich viele Wege zu lernen, die eigene Freiheit zu spüren. Wichtig ist nur: Nicht nur einfach über Freiheit reden und nachdenken, sondern genau das machen, was sich richtig anfühlt.“

Georges Bataille

► 1897-1962



Pro

Die Vernunft ist die größte Feindin der Freiheit, so behauptete der französische Philosoph. Was er damit meinte, lässt sich durch allseits bekannte Kulturtechniken schnell vergegenwärtigen: Was bitte, würde Bataille fragen, haben Diät, Sport und alkoholfreie Drinks mit Freiheit zu tun? Nicht im vernünftigen Einhalten von Regeln, in der Überschreitung liegt unsere Freiheit verborgen! Befreit werden wir durch ungezügelt intensive Gefühle – Freude, Trauer, Ekel –, die Erregung hervorgerufen. Anstatt sich den Spaß durch „die Welt der Vernunft“, welche „auf den Verboten beruht“, verderben zu lassen, gilt es, die Sinnlosigkeit des Exzesses bis auf die Spitze zu treiben. Mehr aus seiner Freiheit zu machen, bedeutet für Bataille, in der lustvollen Verausgabung bis zur Schmerzgrenze zu gehen – und sogar noch über sie hinaus. „Das wirkliche Glück empfinden wir nur“, so Bataille, „wenn wir nutzlos verschwenden, so als ob sich in uns eine Wunde öffnete: wir wollen stets der Nutzlosigkeit unserer Verschwendung gewiss sein, manchmal auch ihrer Verderblichkeit.“ Beispiele für solche sinnlosen Verausgabungen sind kulturspezifische Opfergaben, die erotische Verschmelzung von Körpern, sogar Formen des Gewaltexzesses. Diese Grenzerfahrungen zeigen uns, dass die stärksten Gefühlsregungen, Lust und Unlust, miteinander verschwistert sind. So ragt die erotische Sphäre als Ort der Freiheit hinein in den Bereich des Dunklen, Morbiden, gar des Todes. Den Soundtrack dieser Philosophie am Rande des Wahnsinns liefert uns Madonna mit „Erotica“. „There’s a certain satisfaction in a little bit of pain. (...) If you’re afraid, well rise above. I only hurt the ones I love.“ Was man von Bataille lernen kann: Wer frei sein will, muss am Abgrund tanzen
Leyla Sophie Gleissner

Zum Weiterlesen: Georges Bataille, „Der heilige Eros“ (Luchterhand, 1963)

Fotos: Markus Burke. J. Sassier/Opale/Leemage/laif. akq-images/Science Source

II Sind wir zu vernünftig?



Die Vernunft ist eine strenge Hüterin. Sie wacht über unsere Gesundheit, zügelt die Lust zugunsten der Leistungsfähigkeit. Was die Frage aufwirft, ob wir, um wahrhaft frei zu sein, nicht eher unsere Vernunft zügeln sollten? Lesen Sie hier ein Pro & Contra zwischen **Georges Bataille** und **Immanuel Kant**. Anschließend erklärt uns die Historikerin **Nina Verheyen**, warum wir einen ganz neuen Begriff von Leistung brauchen



Immanuel Kant

► 1724-1804

Contra

Für Immanuel Kant kann es ein „zu

viel“ an Vernunft gar nicht geben.

Dieser ist es immerhin zu verdanken, dass nur der Mensch zu wirklicher Freiheit fähig ist. Denn: Wer seiner Lust folgt, ist nicht frei, sondern ein triebgesteuertes Wesen. Nicht in der Abwesenheit von Regeln, der Maßlosigkeit und dem Exzess liegt die Freiheit, sondern im „Vermögen des Menschen, die Befolgung seiner Pflichten (...) gegen alle Macht der Natur zu behaupten“. Kant selbst hat seinen Alltag, um spontanen Lustanwandlungen nicht den Hauch einer Chance zu geben, übrigens strengstens strukturiert: Um 4.45 Uhr von Diener Lampe geweckt werden, um 5 Uhr zwei Tassen Tee mit Pfeife, von 7 bis 9 Uhr Vorlesungen halten, dann ab an den Schreibtisch bis 13 Uhr. Anschließend kommt das einzige Mahl des Tages auf den Tisch, bis um 16 Uhr zum Spaziergang gerufen wird. Danach Lektüre und um 22 Uhr Nachtruhe. Was eine solche Regelstarre mit Freiheit zu tun haben soll? Dem vernünftigen Menschen gelingt es, sich selbst Gesetze aufzuerlegen. Und nur in der Autonomie (von griechisch *auto* – selbst und *nomos* – Gesetz) wohnt auch die Möglichkeit der Moral: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie allgemeines Gesetz werde.“ Wäre einem Partyanimal das Befolgen dieses kategorischen Imperativs möglich? Ließen sich Rausch und Exzess zum allgemeinen Gesetz erheben? Mit Kant lässt sich folgern: Kontrollieren Sie Ihre Neigung. Und wenn Sie zu schwach dafür sind, besorgen Sie sich eine Fitness-App. *Leyla Sophie Gleissner*

Zum Weiterlesen: Immanuel Kant, „Zur Grundlegung der Metaphysik der Sitten“ (Reclam, 1986)

„Hören wir auf, vorauseilenden Gehorsam zu üben“

Zweckfreies Tun fällt uns heute so schwer, weil wir ein verengtes Verständnis von Leistung haben. Brechen wir es auf, eröffnen sich plötzlich ganz neue Optionen. Ein Gespräch mit der Historikerin Nina Verheyen

Das Gespräch führte **Dominik Erhard**

Frau Verheyen, viele Menschen erleben sich heute als Gefangene ihrer eigenen Vernunft. Selbst wenn nichts anderes zu tun ist, fällt ihnen Entspannung oft schwer.

Warum ist das so?

Nina Verheyen: Wenn wir auch an freien Tagen insgeheim an noch zu beantwortende Mails denken, ist das Ausdruck von Alltagsroutinen und Deutungsmustern, die wir nicht ohne Weiteres abschütteln können. So gehen viele ganz selbstverständlich davon aus, dass sie zu jeder Zeit produktiv sein und „Leistung“ erbringen müssen.

Wir sind also heute unfrei, weil wir ein falsches Verständnis von Leistung haben?

Menschliche Leistung ist Ansichtssache, denn es geht im Kern um ein zielorientiertes Handeln und ein daraus resultierendes Ergebnis, das von der Gesellschaft erwünscht wird und deshalb von dieser anerkannt und belohnt werden sollte. Im heutigen Alltagsverständnis steht Leistung allerdings häufig nur für Erwerbsarbeit. Es kommt uns kaum in den Sinn, dass es auch eine Leistung ist, wenn man Zeit mit seinen Kindern verbringt oder Freunden, wie man so treffend sagt, „Gesellschaft leistet“. Hinzu kommt die häufige Annahme, dass man Leistung in einem physikalischen Sinne als „Arbeit pro Zeit“ verstehen müsse oder als messbaren Arbeitsoutput. Dass wir Leistung so auffassen, ist jedoch aus zweierlei Gründen problematisch. Erstens wird durch diese starke physikalische Prägung suggeriert, dass Leistung eine objektiv messbare Größe darstellt. Tatsächlich ist Leistung aber immer auch eine Frage der Perspektive. So macht es bereits einen Unterschied, ob eher der Grad einer Anstrengung, also der Fleiß und die Verausgabung, oder

aber in erster Linie das dadurch hervorgebrachte Ergebnis belohnt werden soll.

Und die zweite Problematik?

Zweitens wird das, was als persönliche Leistung gilt, genau betrachtet nie von einer Person alleine erreicht. Dahinter stehen immer die Anstrengungen von vielen. Dass Menschen bei dem, was sie zu erreichen versuchen, Hilfe in sehr unterschiedlichem Ausmaß erhalten, wird durch ein individualistisches Leistungsverständnis verschleiert. Wir werden dazu erzogen, den Anteil anderer an unseren Leistungen kaum zu bemerken. Im Erfolgsfall sind wir daher besonders stolz, nach einer Niederlage geraten wir schnell in eine Krise.

Gab es eine historische Epoche, in der die Menschen weniger in einem solchen Vernunftkorsett gefangen waren und einen unverstellteren Zugang zu zweckfreiem Tun hatten?

Die Orientierung an Leistung erweist sich in historischer Perspektive als sehr wandelbar. So legten bürgerliche Männer, die heutzutage oft als entscheidende Triebkräfte einer habituell verankerten Leistungsorientierung gelten, am Ende des 18. Jahrhunderts zwar auch viel Wert auf Arbeit, aber auch auf Bildung und Familie sowie das soziale und das kulturelle Leben. Das Ideal war ein „ganzer Mensch“ und keiner, der sich ausschließlich über die Erwerbsarbeit definierte. Tugenddiskurse jener Zeit lesen sich teilweise wie eine Gegenfolie zum heute üblichen Bemühen um marktkonforme Selbstoptimierung. Und wenn Wörterbücher das Verb „leisten“ erläuterten, dann verwiesen sie etwa auf das Leisten von Gehorsam oder



Nina Verheyen

Nina Verheyen ist promovierte Historikerin und lehrt an der Universität Köln. In ihrem aktuellen Buch „Die Erfindung der Leistung“ (Hanser Berlin, 2018) gibt sie einen aufschlussreichen Überblick über die historische Entwicklung dieses Begriffs



auch auf das Leisten von Gesellschaft, nicht aber auf den physikalischen Effekt oder die Arbeit pro Zeit, Dinge, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts im Wortverständnis an Bedeutung gewannen.

Wie kam es dann zu der Bedeutungsverschiebung?

Dahinter standen viele Einflüsse, unter anderem die empirischen Wissenschaften. Diese beschrieben menschliche Arbeit mit dem Anspruch naturwissenschaftlicher Präzision und trugen zum Bedeutungsgewinn eines physikalischen Leistungsverständnisses bei. Physiologen konzipierten den Menschen als eine Art Motor, dessen Arbeitskraft sie möglichst exakt zu ermitteln versuchten. Psychologen entwickelten den IQ-Test als Verfahren, um kognitive Leistungsfähigkeit präzise zu erheben. In beiden Fällen wurden Menschen vermessen, verglichen, und schließlich wurden Richtwerte und Ziele für effiziente Arbeit definiert.

Für diese Zeit setzt der französische Philosoph und Soziologe Michel Foucault den Beginn der sogenannten „Disziplinargesellschaft“ an. Forderungen und Verbote, so seine Annahme, die Institutionen wie Militär und Schule am Ende des 18. Jahrhunderts an die Subjekte herantrugen, wurden von diesen übernommen und als Techniken der Selbstdisziplinierung von innen heraus wirksam. Sehen Sie hier eine Verbindung?

Foucaults philosophische Perspektive muss historisch differenziert werden, denn die von ihm beschriebene Verschiebung vollzog sich sehr langsam, sie war voller Brüche und Gegenläufigkeiten, und sie betraf nicht alle Menschen gleichermaßen. Beispielsweise kämpften im Deutschland des späten 19. Jahrhunderts Frauen gegen große Widerstände darum, sich akademisch bilden und einer darauf fußenden Erwerbsarbeit nachgehen zu dürfen. Ihre an Männern orientierte Form der „Selbstopтимierung“ war ein widerständiger Akt. Parallel war etwa der von „außen“ ausgeübte Druck in einer Fabrik noch sehr manifest.

Könnten wir also in einer freieren Gesellschaft leben, wenn wir über Leistung anders nachdenken würden?

Wir sollten auf die Kategorie der Leistung jedenfalls nicht vorschnell verzichten. Sie geht nicht in ökonomischem Druck auf, wie häufig suggeriert wird, sondern steht für mehr. Trotz aller Problematik ist Leistung ein wichtiger Marker, um offen und explizit darüber zu diskutieren, welches „Tun“ wir uns von anderen wünschen und was uns als anerkennungswürdig gilt. Auch in den Momenten, wenn eine Pflegerin keinen direkt ökonomisch messbaren Mehrwert erzeugt, steht am Ende ihrer Arbeit im Bestfall ein gesunder und zufriedener Mensch – und das ist eine enorme Leistung. Viele von uns üben im Alltag vorauseilenden Gehorsam, wenn sie bestehende Leistungszuschreibungen und -indikatoren akzeptieren. Wir haben auch die Freiheit, sie zu hinterfragen. /

Georg Wilhelm Friedrich Hegel

► 1770-1831



Pro

Es gibt Menschen, die arbeiten gern und viel. Menschen, die von sich selbst sagen, dass sie sich in ihrem Beruf „verwirklichen“. Ja, manche behaupten sogar, sich in ihrem Tun zu „verewigen“, etwas „Bleibendes“ zu schaffen. Zu dieser Spezies gehören Sie ganz entschieden nicht? Ihre Arbeit ist Ihnen ein Klotz am Bein, ein lästiges Übel, das Sie am liebsten von anderen erledigen lassen – aber frei fühlen Sie sich dennoch nicht? Georg Wilhelm Friedrich Hegel kann Ihnen genau sagen, warum. Aus seiner Sicht kommt der Mensch erst durch die Arbeit zu sich selbst. So stellt er in seiner „Phänomenologie des Geistes“ zwei Existenzweisen vor, von denen nur die eine – fleißige – den heilsversprechenden Weg zum „Weltgeist“ beschreitet. Die andere – faule – endet jämmerlich in einer Sackgasse. Die gescheiterte Existenz ist die des „Herrn“, der die Dinge nur konsumiert, anstatt sie mit Mühen zu bearbeiten – was dazu führt, dass er nie zu bleibender Befriedigung gelangt, sondern sich in einer Endlosschleife des Genießens verliert. Der „Knecht“ dagegen setzt sich mit den Dingen auseinander, transformiert sie durch Arbeit, macht aus einem Stück Holz einen Stuhl – und spiegelt sich selbst in seinem gelungenen Werk. In den Worten Hegels: „Die Arbeit (...) ist gehemmte Begierde, aufgehaltene Verschwinden, oder sie bildet.“ Der Gegenstand wird „zu einem Bleibenden“, zu einem Gegenstand „mit Selbstständigkeit“. „Das arbeitende Bewusstsein kommt also hierdurch zur Anschauung des selbstständigen Seins als seiner selbst.“ Rafften Sie sich auf. Befreien Sie sich aus Ihrer Faulheit! Klingt nicht schon der Begriff gefährlich nach Druckstellen und übel riechenden Gärungsprozessen? *Svenja Flaßpöhler*

Zum Weiterlesen: Georg Wilhelm Friedrich Hegel, „Phänomenologie des Geistes“ (Suhrkamp, 1998)

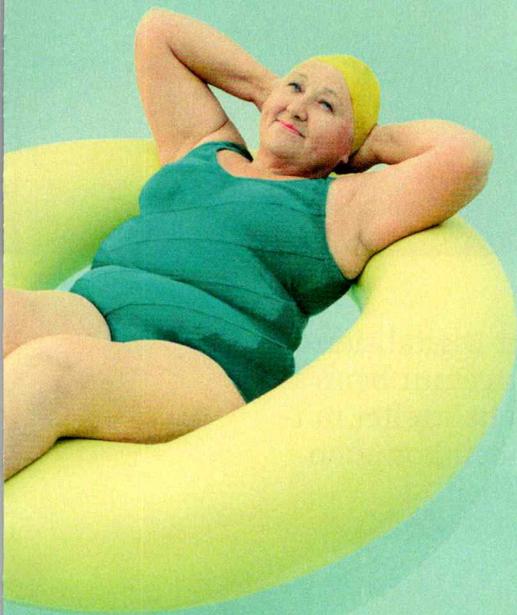
Fotos: David Stewart; akg-images (2)

III Sind wir zu **faul**?



Ob sich der Mensch durch Arbeit befreit oder die Freiheit genau da beginnt, wo die Arbeit aufhört, darüber waren bereits **G. W. F. Hegel** und **Paul Lafargue** uneins. Heute entzündet sich dieser Streit neu: Brauchen wir, da viele Arbeiten bald durch intelligente Maschinen ersetzt werden könnten, ein bedingungsloses Grundeinkommen? Lesen Sie dazu den Dialog zwischen **Richard David Precht** und **Christoph Butterwegge** auf den folgenden Seiten





**Paul
Lafargue**
► 1842-1911

Contra

Faulheit ... Dieses Wort hat für Sie

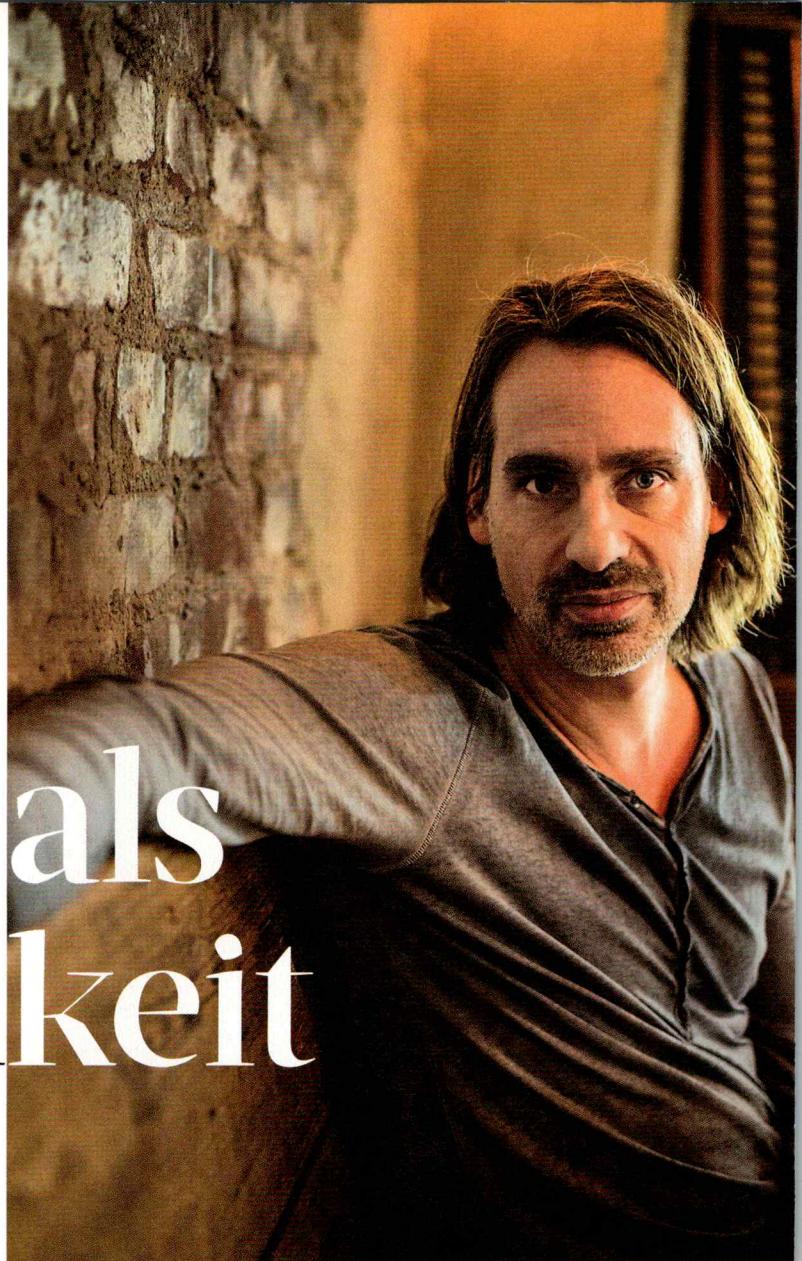
einen verlockenden, nachgerade himmlischen Klang. Wie

gerne wären Sie das – träge wie ein Faultier! Leider jedoch sind Sie, was man gemeinhin als Workaholic bezeichnet. Ein Süchtiger, dessen gesamte Existenz einzig und allein auf die Arbeit ausgerichtet ist. Wie eng und kläglich Sie dieses Leben in stillen Momenten empfinden, wie gern Sie aus Ihrer Zwanghaftigkeit ausbrechen würden! Keine Sorge, wir haben hier Ihren Mann. Einen Denker, der Sie, gewissermaßen auf den Schultern seiner revolutionären Philosophie, mitnimmt ins Reich der Freiheit: Paul Lafargue, Schwiegersohn von Karl Marx und Autor des Essays „Das Recht auf Faulheit“. Entschieden wendet sich Lafargue mit seiner Schrift gegen das „Recht auf Arbeit“, wie es in der Februarrevolution von 1848 verabschiedet wurde. „Das Proletariat hat sich“, schreibt Lafargue, „durch das Dogma der Arbeit verderben lassen. Hart und schrecklich ist seine Züchtigung gewesen. Das ganze individuelle und gesellschaftliche Elend ist seiner Leidenschaft für die Arbeit entsprungen.“ Die Arbeiterklasse soll revolutionär sein, den Kapitalismus gar, wie Marx meinte, überwinden? Weit gefehlt! Angepasst sind die Schuftenden und Schaffenden, beruht doch der Kapitalismus in seiner notorischen Überproduktion maßgeblich auf dem – angeblich natürlichen, was für ein Schwachsinn! – Willen zur Arbeit. Erst wenn der Mensch seine Arbeitssucht, die ihm bereits durch das Christentum eingepflanzt wurde, hinter sich lässt, wird er frei. Wir müssen uns, so Lafargue, „darauf beschränken, nicht mehr als drei Stunden am Tag zu arbeiten und den Rest des Tages zu faulzen und zu feiern“. Na dann: Bringen wir den Kapitalismus durch Nichtstun zu Fall!

Svenja Flaßpöhler

Zum Weiterlesen: Paul Lafargue, „Das Recht auf Faulheit. Zurückweisung des ‚Rechts auf Arbeit‘ von 1848“ (Reclam, 2018)

Muße als Möglichkeit



Weniger arbeiten, mehr freie Zeit: eine Utopie, die mit der Digitalisierung in greifbare Nähe rücken könnte. Müssen wir die Chance nur beim Schopfe packen? Und wenn ja, wie? Richard David Precht streitet mit Christoph Butterwegge über das bedingungslose Grundeinkommen, neoliberale Fallstricke und die Zukunft der Arbeit

Das Gespräch führte Simone Rosa Miller

Ein Frühsommertag in Köln, wo gerade die phil.cologne stattfindet, Europas größtes Philosophiefestival. Der Klaus-von-Bismarck-Saal des WDR füllt sich, 650 Zuschauer finden darin Platz. Eines ist hier allen klar: Wir befinden uns mitten in einer neuen Revolution. Einer digitalen Revolution, die, so vermuten viele, einen großen Teil heute noch existenter Arbeiten ersetzen wird. In seinem neuen Buch „Jäger, Hirten, Kritiker“ behauptet Richard David Precht: In der Digitalisierung liegt die Chance, das marxistische Ideal der Selbstverwirklichung endlich Realität werden zu lassen – durch mehr freie Zeit und ein bedingungsloses Grundeinkommen. Auch der Politologe und Armutsforscher Christoph Butterwegge sieht das Befreiungspotenzial der Technisierung. Dass der Kommunismus in Form eines Grundeinkommens in den Kapitalismus implementiert werden könnte, hält er hingegen für falsch. Was also tun? Wie werden, wie wollen wir in Zukunft arbeiten?



Christoph Butterwegge

Christoph Butterwegge ist emeritierter Professor der Politikwissenschaften an der Universität Köln. 2017 war er der Kandidat der Partei DIE LINKE für das Amt des Bundespräsidenten. Zuletzt erschien von ihm unter anderem „Hartz IV und die Folgen“ (Beltz, 2018)

Richard David Precht

Richard David Precht ist Philosoph und Publizist. In seinem neuen Buch „Jäger, Hirten, Kritiker“ (Goldmann, 2018) formuliert er Forderungen für eine Arbeitswelt im digitalen Zeitalter und plädiert für ein bedingungsloses Grundeinkommen

Philosophie Magazin: Herr Precht, was schätzen Sie, wie viele von uns werden in den nächsten Dekaden in ihren Berufen durch Roboter und Algorithmen ersetzt werden?

Richard David Precht: Schätzungen sind natürlich immer riskant. Fest steht aber: Wir kommen in eine Zeit, in der ein Teil jener Berufe, die man algorithmisieren kann – und das sind ziemlich viele –, tatsächlich algorithmisiert werden. Und zwar überall dort, wo Menschen nicht dezidiert Wert darauflegen, mit Menschen zu tun zu haben. Natürlich kann man Kindergärtnerinnen durch Roboter ersetzen, die Frage ist aber, wer sein Kind in so einem Kindergarten unterbringen möchte. In Banken, Versicherungen, Callcentern je-

doch werden sehr viele Menschen ihren Job in den nächsten zehn bis 20 Jahren verlieren.

Christoph Butterwegge: Karl Valentin hat gesagt: „Prognosen sind schwierig, besonders, wenn sie die Zukunft betreffen.“ Das dürfte hier auch gelten. Was ist das denn für ein Diskurs, der hier geführt wird? So wie der um die Globalisierung und der um den demografischen Wandel gehört der Diskurs um die Digitalisierung zu den großen Erzählungen unserer Zeit. Diese werden von Neoliberalen benutzt, um den „normalen“ Menschen Angst zu machen: Weil wir mit anderen Wirtschaftsstandorten konkurrieren und wir wegen der Alterung angeblich die Renten nicht mehr finanzieren können, müssen alle

den Gürtel enger schnallen. Und jetzt wird uns erzählt, dass die Digitalisierung massenhaft Jobs vernichtet. Genau dasselbe wurde auch schon mit Blick auf die Mechanisierung, die Elektrifizierung und die Motorisierung behauptet, ist aber nie eingetreten. Die entscheidende Frage ist doch: Wem nützt diese Panikmache, verpackt in ein neo-liberales Narrativ?

Precht: Zunächst einmal: Natürlich hat die erste industrielle Revolution in unfassbarem Ausmaß Arbeitsplätze vernichtet, ohne adäquate neue zu schaffen. Es gab einen großen Zulauf in den Armenhäusern, die Zahl der Bettler hat sich massiv erhöht in England. Viel wichtiger aber ist: Es ist überhaupt nicht mein Ziel, den Menschen Angst zu >>>

>>> machen, sondern, aus einer linken Perspektive heraus: Mut zu machen. Wir müssen uns doch vergegenwärtigen, dass die Geschichte der Arbeit und die zunehmende Automatisierung eine Erfolgsgeschichte ist. Kurz nach der ersten industriellen Revolution hat der Arbeiter im Durchschnitt 82 Stunden pro Woche geschuftet. Durch die fortschreitende Technisierung und den Kampf der Arbeiterbewegung haben wir erreicht, dass wir sehr viel weniger arbeiten – und das empfinden wir als wohltuend. Und warum sollte sich diese Erfolgsgeschichte nicht fortsetzen? Wäre es nicht großartig, wenn in Zukunft einförmige Berufe wie Finanzbeamter oder Busfahrer durch Maschinen ersetzt werden könnten? Wenn die Leute im Schnitt in der Woche vielleicht nur noch 20 Stunden arbeiten und manche Leute gar nicht mehr gezwungen sind, unmittelfür Geld zu arbeiten? Die Frühsozialisten haben gesagt: „Die Maschinen arbeiten, die Arbeiter singen.“ Das ist ein alter Menschheitstraum der Linken, der bereits Ende des 18. Jahrhunderts durch William Godwin geträumt wurde, der nun durch die Digitalisierung in Erfüllung gehen kann.

Butterwegge: Mal abgesehen davon, dass ich den Drang verspüre, den Beruf des Busfahrers in Schutz zu nehmen, haben Sie natürlich recht: Die technologische Entwicklung ist positiv, wenn monotone Arbeiten durch Algorithmen ersetzt werden. Ich teile Ihre Schlussfolgerung allerdings nicht, dass wir den Sozialstaat völlig umkrepeln und ein bedingungsloses Grundeinkommen einführen müssen. Stattdessen wäre es sinnvoll, die Arbeitszeit unter Beibehaltung des Sozialstaates radikal zu verkürzen, und zwar die Wochenarbeitszeit wie auch die Lebensarbeitszeit. Aber genau das Gegenteil passiert, die Lebensarbeitszeit wird verlängert, indem man das Renteneintrittsalter erhöht.

Precht: Lassen Sie mich, um meinen Vorschlag starkzumachen, historisch argumentieren und bei Bismarck beginnen. Unter dem Druck der Gewerkschaften und der aufkommenden SPD war Bismarck gezwungen, ein ganz kleines Stück Sozialismus in den Kapitalismus zu im-

plementieren. Das geschah durch die Sozialgesetzgebungen der 1880er-Jahre. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts dann gerieten die liberal-demokratischen Gesellschaften in Systemkonkurrenz zu totalitären Gesellschaften unterschiedlicher Prägung, dem Dritten Reich, dem Stalinismus. Und so haben sich die Denker der Freiburger Schule damals im Exil überlegt: Wie können wir all das, was der Kommunismus dem Menschen an Segnungen verspricht, in den Kapitalismus einbauen? Das Ergebnis war der Ordoliberalismus, die soziale Marktwirtschaft. Und im nächsten Schritt werden wir jetzt ein noch größeres Stück Sozialismus in den Kapitalismus einbauen. Das ist die Perspektive des bedingungslosen Grundeinkommens.

PM: Wie sähe das konkret aus?

Precht: Ein Hartz-IV-Empfänger in Deutschland bekommt insgesamt zwischen 950 und 1200 Euro vom Staat. Insofern ist völlig klar, dass ein Grundeinkommen dieses Niveau nicht unterschreiten darf; ich schlage 1500 Euro vor. Dieses Einkommen bekommt jeder. Ich rechne übrigens damit, dass die 60 Milliardäre, die wir hier in Deutschland haben, ihr Grundeinkommen spenden werden. Es wird sich ein gewisses Ethos etablieren und ganz normal sein, dass man auf seiner Jacht den andern erzählt, für welche sozialen Zwecke man sein Grundeinkommen verwendet. Was für mich jetzt aber wirklich wichtig ist: Alles, was ein Mensch durch Arbeit verdient, kann er behalten, im Rahmen der ganz normalen Steuergesetzgebung. Das ist der ganz große Unterschied zu den jetzigen Arbeitslosengeldbestimmungen, wo man einen erheblichen Teil dessen, was man aufstockt, wieder abgeben muss. Durch mein Modell wird die Arbeitsmotivation der Bevölkerung enorm erhöht, das kommt der Produktivität und auch der Kreativität einer Gesellschaft zugute.

Butterwegge: Ich halte es für unsinnig, den Ordoliberalismus, also die von Ludwig Erhard verkörperte deutsche Spielart des Neoliberalismus, zu einer Frühform des Sozialismus zu erklären. Selbiges gilt für das Grundeinkommen, denn es ist weder sozial noch

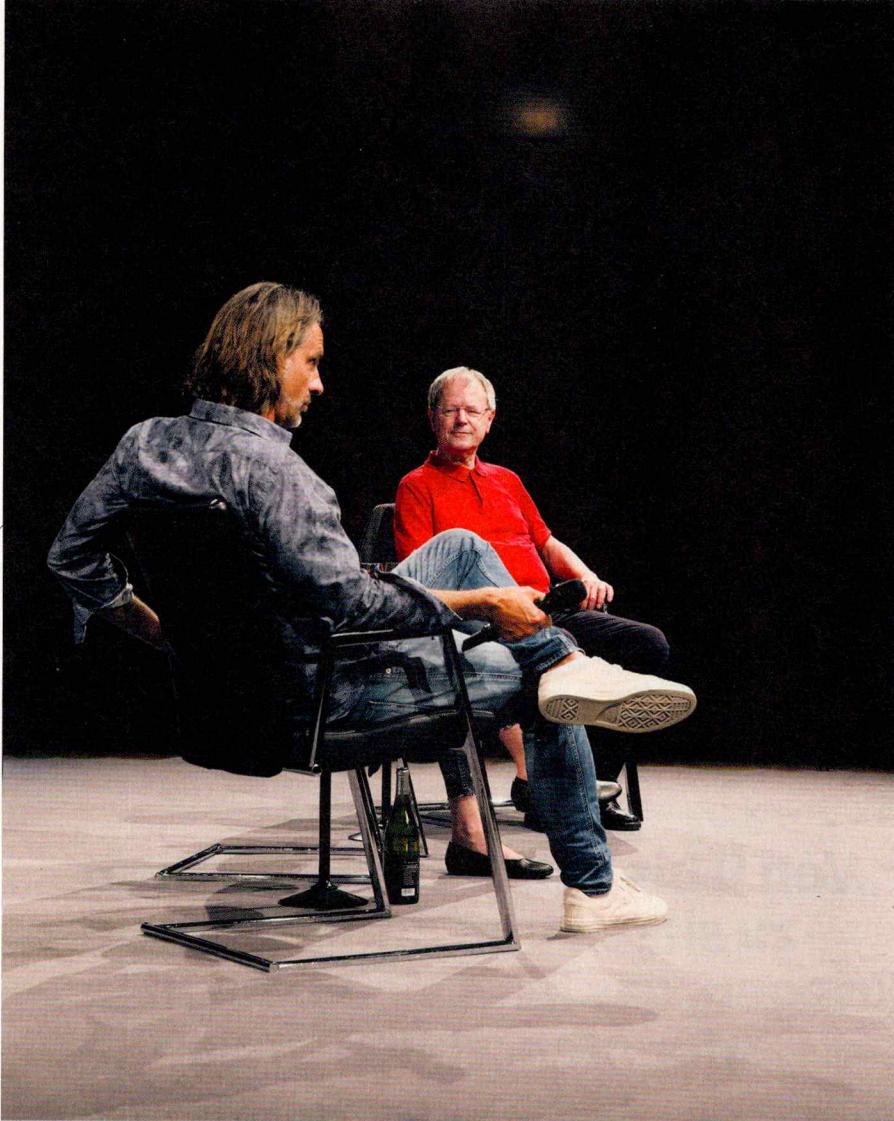
„Der alte Menschheitstraum vom Ende der Arbeit kann durch die Digitalisierung in Erfüllung gehen“

Richard David Precht

gerecht. Damit es gerecht wäre, müsste es zum Beispiel das Prinzip der Bedarfsgerechtigkeit ernst nehmen, was es nicht tut. Über jedem, ganz gleich, wie viel er besitzt, wird eine bestimmte Geldsumme ausgegossen. Es ist aber nicht gerecht, wenn jemand, der in einer Landkommune in Mecklenburg-Vorpommern wohnt und praktisch keine Mietkosten hat, dasselbe bekommt wie jemand, der sich in München keine Wohnung leisten kann, weil die viel zu teuer ist. Es ist auch nicht gerecht, dass 1500 Euro erhält, wer wie ich ein Professorengelohnte hat, während ein Schwerstbehinderter mit 1500 Euro überhaupt nicht über die Runden kommt. Sicher, auch der alte Sozialstaat realisiert die Bedarfsgerechtigkeit nicht in idealer Form. Er ist von Bismarck gegründet worden, patriarchalisch, autoritär und repressiv – und doch versucht er wenigstens, mit dem Wohngeld demjenigen, der ein kleines Einkommen, aber eine hohe Miete hat, gerecht zu

„Das Grundeinkommen ist weder sozial noch gerecht. Es nimmt das Prinzip der Bedarfsgerechtigkeit nicht ernst“

Christoph Butterwegge



werden. Seit Aristoteles weiß man schließlich, dass Gleiche gleich und Ungleiche ungleich behandelt werden müssen.

Precht: Sie haben eine geradezu holzhackerische Vorstellung davon, was Gerechtigkeit ist. Aus philosophischer Perspektive ist Gerechtigkeit ein Fass ohne Boden. Ich kann eine sozialistische Vorstellung von Gerechtigkeit entwickeln, dann ist es gerecht, wenn jeder das Gleiche kriegt. Ich kann ein Bedarfsgerechtigkeitsszenario entwickeln, wie Sie das gemacht haben. Ich kann einen liberalen Begriff von Gerechtigkeit haben und sagen, dass jeder die gleiche Chance kriegt. Was er daraus macht, ist dann seine Sache. Es gibt nicht den Begriff der Gerechtigkeit.

Butterwegge: Natürlich gibt es viele Gerechtigkeitsbegriffe. Aber die Bindestrichgerechtigkeiten, über die am

meisten diskutiert wird, sind Bedarfs-, Leistungs- und Verteilungsgerechtigkeit. Erstere und Letztere sind allerdings etwas aus der Mode gekommen, während die Leistungsgerechtigkeit wegen der neoliberalen Hegemonie umgekehrt total in ist. Das Grundeinkommen fragt aber nicht, was jemand geleistet hat, sondern gibt jedem den gleichen Satz. Auch hinsichtlich der Verteilungsgerechtigkeit ist das Grundeinkommen denkbar ungeeignet. Weil jeder das Gleiche bekommt, ändert es weder viel an der relativen Einkommensarmut, noch tastet es den Vermögensreichtum an und verringert die soziale Ungleichheit. Darüber hinaus wäre das Grundeinkommen ein Kombilohn für alle. Es würde nach seiner Verwirklichung einen noch breiteren Niedriglohnssektor geben, in dem jetzt schon fast ein Viertel aller Beschäftigten arbeiten. Die Menschen wollen ja arbeiten, auch mit dem Grundeinkommen ...

PM: Woher nehmen Sie diese Gewissheit? Könnte es nicht auch sein, dass viele Menschen sagen: Das reicht mir? Und es sich bequem machen?

Butterwegge: Das ist die Kritik vieler Konservativer, die sich um die Arbeitsmoral sorgen und fürchten, dass der Müll nicht mehr abgeholt wird. Da meine Kritik am bedingungslosen Grundeinkommen nicht von rechts, sondern von links kommt, fürchte ich eher, dass der bestehende Sozialstaat auf der Strecke bleibt. Arbeiten wollen die Menschen, um etwas Sinnvolles zu tun, um sich für die Gesellschaft nützlich zu machen und um nicht dem Müßiggang zu erliegen. Doch zurück zum Niedriglohn: Wenn sie das bedingungslose Grundeinkommen erhalten, können Menschen zu einem niedrigeren Lohn arbeiten. Bisher ist der Unternehmer gezwungen, auch die Reproduktion ihrer Arbeitskraft zu bezahlen, wie Marx >>>

>>> es nennen würde. Er muss also dafür sorgen, dass der Arbeiter eine Wohnung hat und er am nächsten Morgen nicht hungrig in die Fabrik kommt. All das muss der Unternehmer nicht mehr bezahlen, wenn der Staat diese Aufgabe mit dem Grundeinkommen übernimmt.

PM: Wenn wir Lohn bekommen für unsere Arbeit, dann werden wir ja nicht nur für unsere Arbeit belohnt, sondern gleichzeitig erhalten wir über diese monetäre Zuwendung auch soziale Anerkennung. Aber wenn ich, wie beim bedingungslosen Grundeinkommen vorgesehen, nun Geld bekomme ohne Gegenleistung – laufe ich dann nicht Gefahr, abgeschnitten zu werden von einem ganz wichtigen Gut: sozialer Anerkennung und gesellschaftlicher Teilhabe durch Arbeit?

Precht: Es liegt in der Natur des Menschen, etwas zu machen, woran man selbst teilhat. Etwas zu gestalten, worauf man stolz sein kann. Aber von 9 bis 17 Uhr in einem Büro zu sitzen und dafür Lohn zu kriegen, das liegt sicher nicht in der menschlichen Natur. Wir müssen sehr genau überlegen, was wir hier mit Arbeit überhaupt meinen. Ein sehr großer Teil der Menschen, die in Deutschland arbeiten, bekommen für die Arbeit, die sie tun, nie eine Form von Anerkennung, die man mit Sinnstiftung oder Erfüllung auch nur ansatzweise gleichsetzen kann. Um mein Studium zu finanzieren, habe ich als Lagerarbeiter gearbeitet, in einer Gummibärchenfabrik gearbeitet, in einer Baumschule gearbeitet. An keinem dieser Orte habe ich auch nur im Entferntesten Anerkennung in irgendeiner Form erhalten. Wenn es so wäre, dass vor allem die Lohnarbeit sinnstiftend ist, dann müssten all die Frauen reicher Männer, die den ganzen Tag über keiner solchen Arbeit nachgehen, von morgens bis abends ein enormes Sinnstiftungsproblem haben. Ich bin nicht sicher, dass das so ist. Im überwiegenden Teil der Geschichte wurde der Zustand, keiner Erwerbsarbeit nachgehen zu müssen, als der privilegierte Zustand beschrieben. Bei den Griechen war das so. Der freie griechische Mann, der die Demokratie erfand, hat nicht gearbeitet. Gearbeitet haben die Frauen, die Sklaven und die Auslän-

der. Und in Zukunft werden dies vermehrt die Roboter und Computer tun.

Butterwege: Ich wundere mich sehr, dass Sie den Kommunismus im Kapitalismus einführen wollen, also bevor die entsprechenden Produktionsverhältnisse hergestellt sind – die Sie leider nie erwähnen, im Unterschied zu den Produktivkräften und den Produktionsmitteln. Marx hat aber alle drei Aspekte in den Blick genommen, also nicht bloß den wissenschaftlich-technischen Fortschritt, sondern auch die damit in Widerspruch geratenden Eigentums-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse der

auf den technologischen Umbruch namens Digitalisierung ist.

Precht: Für mich steht das Grundeinkommen überhaupt nicht im Widerspruch zur Vergemeinschaftung. Der reale Anfang des Grundeinkommens findet im Jahre 1775 statt – mit den Vorlesungen von Thomas Spence. Das Interessante bei Spence ist, dass er beides zusammenführt. Das große Problem in England bestand damals für Spence darin, dass man der Gemeinde das Land weggenommen und es privatisiert hat. Genau das, schlug er vor, machen wir rückgängig. Das heißt, das Land gehört

„Von 9 bis 17 Uhr in einem Büro zu sitzen und dafür Lohn zu kriegen, das liegt sicher nicht in der menschlichen Natur“

Richard David Precht

bürgerlichen Gesellschaft. Kurz zur Klarstellung: Auch ich habe die entfremdete Lohnarbeit nie vergöttert oder für sinnstiftend gehalten. Ich kann mir auch eine Gesellschaft vorstellen, in der es keine Lohnarbeit gibt. Nur ist das keine Gesellschaft, die uns in den nächsten zehn oder 15 Jahren bevorsteht, sondern eine, die Marx als Kommunismus bezeichnet hat: eine klassenlose Gesellschaft ohne Privateigentum an Produktionsmitteln, Arbeitsteilung und Geldwirtschaft. Das ist eine Gesellschaft, die Thomas Morus schon in seiner „Utopia“ entworfen hat. Dieser englische Gelehrte hat im Jahr 1516 über eine fiktive Insel dieses Namens und als Erster über ein Grundeinkommen geschrieben, das allerdings nicht bedingungslos war. Aber diese Gesellschaft war keine Gesellschaft, in der ein paar Privilegierten die leistungsfähigsten Computer, Roboter und Automaten gehören. Deshalb stellt sich für mich in erster Linie die Frage, warum die Roboter nicht uns allen gehören und ob deren Vergesellschaftung nicht eine bessere Antwort

allen und von dem Ertrag, den das Land abwirft, zahlen wir der Bevölkerung ein Grundeinkommen. Das ist auch heute noch eine schöne Idee. Aber vorerst gehen meine Überlegungen für eine digitale Gesellschaft von den Machtverhältnissen im Jahr 2018 aus. Und ich hoffe übrigens, dass wir uns in einem Punkt einig sind: Ein Sozialismus in Reinform ist ohnehin nicht möglich. Denn der führt entweder zur Einparteienherrschaft oder zu einer extremen Schwächung des Staates: Alles wird genossenschaftlich selbst verwaltet. Wenn aber der Staat die Kontrolle aus der Hand gibt, übernehmen am Ende Warlords und Oligarchen die Macht. Deshalb setze ich im Gegenzug darauf, dass das Einbauen des Sozialismus in den Kapitalismus die Spielregeln aus dem Innern verändert.

PM: Ganz konkret: Wie wollen Sie das Grundeinkommen finanzieren?

Precht: Das von mir bevorzugte Modell lehnt sich an Berechnungen des Schweizer Oswald Sigg an, einer der

„Ich frage mich, warum die Roboter nicht uns allen gehören. Das wäre die beste Antwort auf die Digitalisierung“

Christoph Butterwegge

Väter des Grundeinkommens. Er war Sprecher der Regierung in der Schweiz, hatte einen hohen Posten im Finanzministerium und hat ausgerechnet, wie hoch eine Steuer auf jede Finanztransaktion sein müsste, die in der Schweiz getätigt wird, um ein Grundeinkommen von 2500 Franken für jeden Schweizer zu finanzieren: 0,05 Prozent. Wenn Sie also zum Geldautomaten gehen, wandern 0,05 Prozent an den Staat. Das große Geld aber kommt durch den Hochfrequenzhandel rein. Damit, zeigt Sigg, lässt sich das Grundeinkommen finanzieren. In Deutschland ginge das so nicht, vermutlich wären es eher 0,3 oder 0,4 Prozent. Richtig ist aber, dass das Geld, das wir im Bundeshaushalt haben, verglichen damit, was an deutschem Geld um den Erdball kreist und in schnellen Hochfrequenztransaktionen hin und her bewegt wird, ein Fliegenschiss ist.

Butterwegge: Ich fange mal mit einer Sympathiebekundung an, denn ich bin im wissenschaftlichen Beirat von Attac. Das ist ein in Frankreich gegründetes und heute global agierendes Netzwerk, das sich seit 1998 um die Einführung einer solchen Finanztransaktionssteuer bemüht. Nur muss man die Kirche im Dorf lassen und sollte keine Milchmädchenrechnung anstellen: Eine Finanztransaktionssteuer brächte nach dem gegenwärtigen Stand der Diskussionen auf der EU-Ebene für die Bundesrepublik nur 17 Milliarden Euro im Jahr. Damit kann man vielleicht die Finanzspekulationen ein Stück weit zurückdrängen, aber kein bedingungsloses Grundeinkommen finanzieren, und zwar selbst dann nicht, wenn man die rund 150 Sozialleistungen (vom Arbeitslosengeld über die Renten bis zum Wohngeld) streicht, für die zusammen weniger als eine Billion Euro ausgegeben werden. Ein Grundeinkommen in Höhe von 1500 Euro, auf 82,5 Millionen Einwohner der Bundesrepublik und auf

zwölf Monate berechnet, ergibt Kosten von circa 1,5 Billionen Euro pro Jahr.

Precht: Kein Grundeinkommen für Säuglinge, Herr Butterwegge, sondern für alle über 21. Da sieht die Rechnung schon wieder ganz anders aus.

Butterwegge: Und was ist mit dem Kindergeld? Das Kindergeld fällt weg?

Precht: Ja, selbstverständlich.

Butterwegge: Okay, wenn das Kindergeld wegfällt, dann soll also, wer fünf Kinder hat, diese von 1500 Euro ernähren, und jemand, der keine Kinder hat, kann das Grundeinkommen anderweitig verprassen?

Precht: Sie haben es genau erfasst. Ich möchte nicht, dass jemand, der 1500 Euro Grundeinkommen hat und keine Perspektive auf einen Beruf, auf die Idee kommt, fünf Kinder zu kriegen.

Butterwegge: Also das ist jetzt nicht mehr nur neoliberal, sondern schon sozialreaktionär.

Precht: Das ist nicht sozialreaktionär. Wenn Sie mit einem Partner zusammenleben, dann haben Sie schon 3000 Euro und unter Umständen deutlich mehr als ein Hartz-IV-Empfänger mit fünf Kindern. Ich würde Kindern kein Grundeinkommen zahlen. Der benötigte Betrag liegt eher bei einer Billion als bei 1,5 Billionen. Und die 17 Milliarden Euro im Jahr, von denen Sie sprechen, betreffen eine Finanztransaktionssteuer von 0,1 Prozent und 0,01 Prozent auf Derivate, wie sie 2014 vorgeschlagen wurde. Das ist nicht ansatzweise die Dimension, in der ich denke. Nach einem Gutachten der Beratungsgesellschaft CE beläuft sich der Nominalwert aller in Deutschland oder von deutschen Finanzinstituten gehandelten Wertpapiere auf

jährlich 275 Billionen Euro! Sollte es da nicht möglich sein, dass der Staat eine Billion abschöpft?

PM: Herr Butterwegge, Sie lehnen das Grundeinkommen ab und schlagen stattdessen eine Bürgerversicherung vor. Was genau heißt das?

Butterwegge: In eine solidarische Bürgerversicherung würden alle Gruppen einbezogen, Freiberufler ebenso wie Beamte oder Minister. Nicht bloß auf Löhne und Gehälter, sondern auch auf Kapitaleinkünfte sowie auf Miet- und Pächterlöse würden Beiträge fällig. Würde man dann noch die Beitragsbemessungs- und Versicherungspflichtgrenzen auf- oder stark anheben, stünde der Sozialstaat wieder auf einem festen finanziellen Fundament. In die Bürgerversicherung eingefügt wäre eine Grundsicherung, die bedarfsgerecht, armutsfest und repressionsfrei ist. Eine solidarische Bürgerversicherung unterstützt keinen Multimillionär, aber den Müllwerker und die Multijobberin. Damit ist der Sozialstaat zielgenauer, gerechter und sozialer als ein Grundeinkommen. Solidarität muss wieder ein zentrales Leitbild der Gesellschaft bilden.

Precht: In den Werten haben wir keine Differenz. Auch ich bin für Solidarität und Umverteilung. Ich bin allerdings davon überzeugt, dass der Sozialstaat nicht erhalten bleiben wird. Der Grund hierfür liegt in der fundamentalen Veränderung in der ökonomischen Basis, wie ich ihn zu Beginn mit Blick auf die Digitalisierung skizziert habe. Deshalb müssen wir dafür kämpfen, dass die Produktionsverhältnisse sich so verändern, dass möglichst viele Menschen profitieren. /

phil.
cologne

Internationales Festival
der Philosophie

Der Dialog fand
statt auf der
phil.cologne 2018.

In Kooperation mit der Philosophiesendung
Sein und Streit im

 Deutschlandfunk Kultur

Nachhören können Sie das ausführliche Gespräch unter deutschlandfunkkultur.de oder in der Dlf Audiothek-App.

Mehr Freiheit? Bessere Freiheit!

Was heißt hier eigentlich Freiheit? Angesichts der ökonomischen und ökologischen Weltlage ist es höchste Zeit, den Begriff ganz neu zu fassen. Ein Plädoyer für einen neuen Liberalismus

Von Claus Dierksmeier

Freiheit, darunter verstehen wir heute in aller Regel: Optionenvielfalt. Je größer der Radius meiner Handlungsmöglichkeiten, je uneingeschränkter ich wählen kann zwischen Lebensstilen, Waren, Jobs, Wohnorten, vielleicht auch Partnern, je weiter ich reisen und je mehr ich konsumieren kann, desto freier bin ich. Dieses quantitative Verständnis von Freiheit – nach der Maxime „Je mehr, desto besser!“ – hat aber seine Tücken. Die Natur ist dieser Logik zufolge ein beliebig zu bearbeitender Gegenstand, wenn nicht sogar Widerstand zum eigenen Freiheitsverlangen, den man durch Technik bändigen muss. Wer seine Optionen maximieren will, muss Um- und Mitwelt kontrollieren, um deren störenden Einfluss zu minimieren. Mitmenschen – etwa jene, die mit leeren Händen aus anderen Teilen der Welt zu uns kommen – erscheinen in diesem Modell als potenzielle Gefährder der eigenen Freiheit und Güter. Das Diktat einer rein quantitativen Freiheit spielt daher denen in die Hände, welche Freiheit nicht *zu*, sondern *von* Verantwortung und Bindung anstreben. Das Loblied auf die Freiheit verkommt so schnell zu einer Hymne an die niederen Instinkte; dem Liberalismus droht der moralische Kältetod. Wer Freiheit allein zur Verteidigung bereits etablierter Freiräume oder Besitzstände willen vertritt, der oder die wird die offene Gesell-

schaft aufgeben, sobald sich diese Interessen mit anderen Regierungs- und Gesellschaftssystemen besser realisieren lassen.

Wir sollten uns daher dringend von der stupiden Armut des Optionenzählens lösen, um für den wahren Reichtum der Freiheit empfänglich zu werden. „Je besser, desto mehr!“ – unter dieser Maxime einer qualitativ bewerteten Freiheit sollten wir bessere gegenüber schlechteren Freiheiten priorisieren, bevor wir uns ans Vermehren von Optionen machen. Freiheit, meine ich, hängt primär an der Klasse und nicht an der Masse unserer Chancen. Qualitatives Abwägen kommt vor quantitativem Abwiegen!

Nicht rechnen, werten!

Unsere Vernunft rechnet bei der Freiheit nicht, sie urteilt; sie misst nicht, sondern wertet. So zeigt sich wahre Freiheit oft im Reduzieren von Optionen; weniger kann zwar niemals mehr, wohl aber bisweilen *besser* sein. Privat machen wir von dieser Einsicht vielfach Gebrauch. Eine Ästhetik der Demut, Bescheidenheit und Genügsamkeit zieht bereits weite Kreise: Was wir essen und trinken, wie wir uns kleiden und wohin wir reisen oder wie wir uns fortbewegen, wird von vielen schon lange nicht mehr im Sinne eines ständigen „höher, schneller, weiter“, sondern zusehends unter Gesichtspunkten der Nachhaltigkeit entschieden. Individuell. Aber gesellschaftlich? Da wird es



Claus Dierksmeier

Claus Dierksmeier lehrt als Professor für Globalisierungsethik an der Universität Tübingen. Seine akademische Arbeit konzentriert sich vor allem auf Fragen der Politik-, Religions- und Wirtschaftsphilosophie. 2016 erschien von ihm „Qualitative Freiheit. Selbstbestimmung in weltbürgerlicher Verantwortung“ (transcript)



knifflig. Wie sollten wir politisch miteinander füreinander festlegen, welche Freiheiten mehr oder weniger sinnvoll sind? Lässt sich da Paternalismus überhaupt vermeiden? Wessen Freiheiten haben Vorrang, wenn die Freiheit der einen mit den Freiheiten der anderen kollidiert?

Vom Partikularen zum Universellen

Ich meine: Wir müssen endlich ernst damit machen, dass nicht die Partikularität – unser Geschlecht, Stand, unsere Einkommensklasse, ethnische oder religiöse Zugehörigkeit etwa –, sondern die Personalität unserer Existenz – unsere Fähigkeit, Autoren unserer eigenen Biografien zu sein – unser Anrecht auf Freiheit begründet. Wenn uns allen aber Freiheit zusteht, weil und insofern wir Personen sind, dann steht sie allen Personen zu – auch weit entfernt lebenden Menschen und zukünftigen Generationen. Und deshalb folgt aus der qualitativen Formel „Je besser, desto mehr!“: Je intensiver unsere individuelle Freiheit mit universeller Freiheit – den Freiheiten aller Personen – harmoniert, desto mehr entspricht sie der eigentlichen Idee der Freiheit; und daraus folgt: Umso stärker sollten wir sie schätzen, schützen und stärken. Die entscheidende Frage der Freiheitsphilosophie lautet daher nicht, wie *viele*, sondern *welche* und *wessen* Freiheiten wir zuhächst und zuerst sichern sollen. Und die Antwort auf jene Frage findet sich, wenn wir individuelle

Selbstbestimmung mit weltbürgerlicher Verantwortung verschränken. Freiheit wird zwar um ihrer selbst willen gesucht, kann sich aber nicht selbst genügen. Wir müssen frei sein, um uns zu binden, aber wir müssen uns auch binden, um wahrhaft frei zu bleiben. In einer ökologisch ruinierten Welt geht es nicht besonders freiheitlich zu. Und wer sich nicht an Werte und Regeln zu binden weiß, versinkt im Chaos seiner Triebe. Ohne bestimmte kulturelle Formen und soziale Normen verkümmert der Mensch, und seine Freiheit verkommt.

Autonomie als Aufgabe

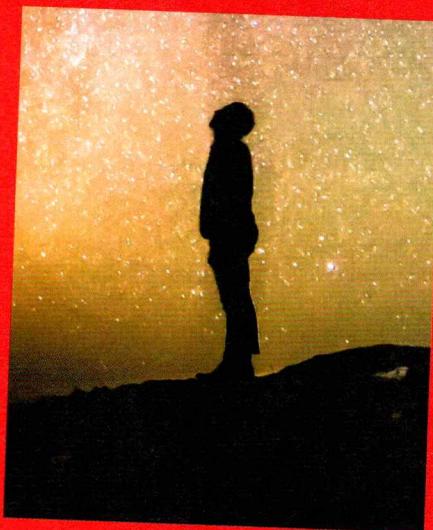
Wo Freiheit von ihrer Idee her individuelle auf universelle Freiheit verweist, führt dies zu einer Neubewertung der Forderung nach moralischer, sozialer und ökologischer Nachhaltigkeit. Von qualitativer Werte aus betrachtet reduziert die Forderung nach globaler und intergenerationaler Verantwortung unsere Freiheit keineswegs, sondern – sofern und insofern sie dabei der Freiheit aller Personen dient – realisiert vielmehr die liberale Grundidee. Denn Freiheit ist uns nicht nur gegeben, sondern im Namen und Interesse aller Weltbürger aufgegeben. In der Tat: Freiheit verpflichtet! – Darin liegt die Bürde sowohl als auch die Würde unserer Autonomie. Die Idee der qualitativen Freiheit ist daher, kurz gesagt, eine, die ihre weltbürgerliche Verantwortung nicht meidet, sondern sucht.

Braucht der Mensch ein Gegenüber?

Unser Gegenüber zeigt uns, dass wir existieren und, im besten Fall, dass wir mit unserer Existenz etwas bewirken. Denn erst die Begegnung mit Anderen verschafft uns Identität.

Begegnen Sie jetzt ZEIT WISSEN – dem Magazin, das Sie auf gute Gedanken bringt.

ZEIT WISSEN



BRINGT SIE AUF GUTE GEDANKEN.

Jetzt gratis testen!

Bestellen Sie Ihr kostenloses Probeheft:  www.zeit.de/zw-philo

Ideen

Das Gespräch

S. 66 **Antonio Negri**
fordert eine neue
Revolution

Werkzeugkasten

S. 72 **Warum führen wir**
Tagebuch? Vier Gedanken
zum intimen Schreiben

Der Klassiker

S. 74 **Charles Darwin**
und die menschliche
Natur



»Multitude ist eine Gesamtheit von Singularitäten« S. 69

Antonio Negri gilt als einer der einflussreichsten Denker der Gegenwart. Für sein politisches Engagement verbrachte der Kommunist mehrere Jahre in Haft. Nach wie vor versucht er die marxistischen Begriffe ins 21. Jahrhundert zu übersetzen – und träumt neuerdings von einer Welt der Unternehmer

Das Gespräch führte **Alexandre Lacroix** / Fotos von **Franck Ferville** / Aus dem Französischen von **Felix Kurz**

Antonio
Negri

»Der Klassenkampf ist kein Spaziergang«

Wenige Philosophen haben Denken und Handeln, Begriffsarbeit und politisches Engagement so eng miteinander verbunden wie er. 1933 unter dem italienischen Faschismus geboren, vertiefte sich Antonio

Negri als Student zunächst in die Rechtsphilosophie Hegels sowie in die Phänomenologie und den Personalismus Emmanuel Mouniers. Nach dem Krieg lehrte er bereits als 25-Jähriger an der Universität von Padua. Kommunist wurde Negri 1954/1955, als er ein Jahr in einem israelischen Kibbuz verbrachte. Er sieht dies als Berufung und als Rückkehr zum Ursprung: Sein 1936 verstorbener Vater hatte die Zelle der Kommunistischen Partei in Livorno mitbegründet. Seitdem hat Negri sich immer wieder eingemischt und ein theoretisches Projekt vorangetrieben, das auf einer Neulektüre von Marx, Machiavelli und Spinoza beruht. Er war einer der Köpfe des Operaismus (von ital. *operatio*, Arbeiter), einer bedeutenden italienischen Arbeiterbewegung, die nach der Ermordung des Ex-Ministerpräsidenten Aldo Moro im Jahr 1978 harsche Repression erfuhr. Im Laufe seines

Lebens verbrachte Negri insgesamt zehn Jahre in Haft und unter Hausarrest. Kürzlich veröffentlichte er gemeinsam mit dem amerikanischen Literaturwissenschaftler Michael Hardt „Assembly“. Das Buch setzt Reflexionen über die Machtverhältnisse im globalen Kapitalismus fort, die die beiden mit dem weltweiten Bestseller „Empire“ (2000) begonnen hatten.

Philosophie Magazin: Herr Negri, „Assembly“ ist das fünfte Buch, das Sie mit Michael Hardt verfasst haben. Eine Doppelautorschaft ist in der Philosophie ungewöhnlich. Wie funktioniert Ihre Zusammenarbeit?

Antonio Negri: Zunächst führen wir Diskussionen, die einen ersten Plan entstehen lassen. Dann teilen wir auf. Jeder liest, schreibt, schickt seinen Text dem anderen, der ihn umschreibt, erweitert. Wir telefonieren häufig und sehen uns viermal im Jahr, um eine Woche lang konzentriert zu arbeiten. Wenn das Buch fertig ist, lässt sich nicht mehr unterscheiden, was von ihm und was von mir stammt, es ist wirklich ein gemeinsam geschaffenes Werk.

>>>

Nicht wie bei den Büchern, die Gilles Deleuze und Félix Guattari zusammen veröffentlicht haben, die aber offenbar im Wesentlichen auf Deleuze zurückgehen ...

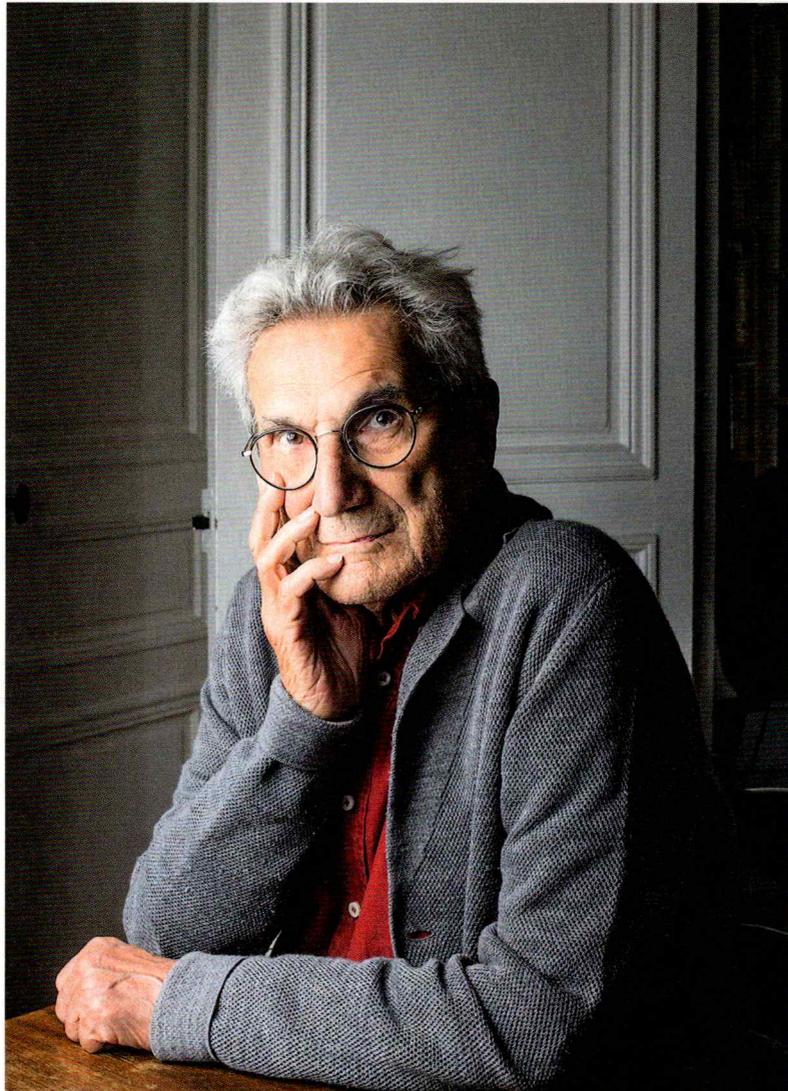
Nein, völlig anders. Ich bin auch schon lange kein Akademiker mehr. Das war ich bis in die 1970er-Jahre, dann wurde ich Aktivist, und in der Politik ist das kollektive Schreiben die Regel – besonders wenn man einer Bewegung angehört, die die Figur des Anführers ablehnt.

Diese Figur des großen Mannes ist ein Schlüsselbegriff in der Geschichtsphilosophie. In Hegels Augen sind es herausragende Individuen wie Napoleon, die den Lauf der Welt verändern. Haben wir die Epoche der großen Männer hinter uns gelassen? Löst die Horizontalität gerade die Vertikalität ab, wie Ihr Buch „Assembly“ nahelegt?

Man sollte die Figur des großen Mannes nicht mit der Funktion der Führung verwechseln. Für Hegel zeichnet sich der große Mann dadurch aus, dass er den Sinn der Geschichte klar zu erkennen vermag. Die Geschichte weist eine gewisse Bewegung auf, die durch ein Ziel bestimmt ist. Der große Mann steht in einer Beziehung zu dieser Teleologie, was mit der Frage von Vertikalität und Horizontalität aber nichts zu tun hat. Der Ausgangspunkt für „Assembly“ war der Befund, dass die politische Führung in einer tiefen Krise steckt. In Frankreich betrachten manche Emmanuel Macron als einen Mann der Vorsehung, vergessen aber dabei, dass er erst infolge des Niedergangs der Sozialisten und Republikaner Erfolg hatte. Auch Donald Trump hat eher von der Krise des Zweiparteiensystems profitiert. Diese Krise der Führung betrachten Michael und ich als eine Chance, um neue Organisationsformen auszuprobieren. Nehmen Sie nur die Black-lives-matter-Bewegung, die keine Führungsfigur wie Martin Luther King mehr hat. Oder die feministischen Kämpfe, ebenfalls ohne Galionsfigur. Oder Occupy Wall Street. Oder die spanischen Indignados. Weltweit entstehen Versammlungen und verändern die Machtverhältnisse.

Übergehen Sie damit nicht die Rückkehr des Autoritarismus, sei es in Gestalt von Wladimir Putin in Russland, Recep Tayyip Erdogan in der Türkei, Narendra Modi in Indien oder Xi Jinping in China?

Aber alle diese autoritären Abweichungen – mit Ausnahme Chinas, das ist tatsächlich ein anderer Fall – hängen mit der Krise des Systems der Repräsentation zusammen. Sie verkörpern keine Rückkehr des traditionellen Autoritarismus, sondern einen Moment der Instabilität der Globalisierung. Dass der Kapitalismus global geworden ist, zeigt sich deutlich in der Logistik. Unter den Ozeanen verlaufen zahllose Kabel, überall sehen wir Ströme von Menschen, Waren, Informationen. Es besteht eine tiefe Diskrepanz zwi-



schen der Globalisierung der Infrastruktur und den überlieferten nationalen politischen Systemen. Deshalb war „Empire“ ein solcher Erfolg: Es ging um darum, den von der alten Linken endlos wiederholten Diskurs des Internationalismus zu überwinden, um die Frage nach der Globalisierung und der Erfindung eines neuen Regierungssystems in aller Deutlichkeit zu stellen. Mit all dem will ich nur sagen, dass Putin, Erdogan, Modi oder Xi Jinping ungeachtet ihrer autoritären Pose diese Welt nicht wirklich steuern. Finanzkapital und Migrationsströme bewegen sich viel schneller als sie! Die großen Veränderungen in der Geschichte gehen immer von Klassen-, von Massenbewegungen aus, sie gilt es zu beobachten, nicht das Gestikulieren der Führungskräfte.

Italien befindet sich seit den Wahlen vom 4. März in einer Phase der Instabilität. Die Fünf-Sterne-Bewegung und die Lega Nord haben sich auf ein Bündnis zwischen linkem und rechtem Populismus geeinigt. Wie sehen Sie diese Krise?

Es ist eine schmerzhaft Situation. Italien hatte schon immer gravierende Probleme, vor allem die Kluft

zwischen Norden und Süden. Europa war dabei nie eine Hilfe, vielmehr wurde Italien vom Neoliberalismus verwüstet. Heute bekommen wir die Folgen zu spüren. Was tun? Ich sehe die Gefahr, dass die souveränistischen, populistischen Lösungen, von links wie von rechts, nicht nur in Italien, sondern in ganz Eu-

internationale Arbeiterklasse beschwor, bestand die Gesellschaft mehrheitlich aus Bauern und Handwerkern. Er hat also keine soziologische Beschreibung geliefert, sondern eine politische Hypothese formuliert. Der marxische Begriff der Arbeiterklasse ist ein zu verwirklichendes Projekt. Für den Begriff der Multitude gilt dasselbe.

»Man darf das Wort ‚Unternehmen‘ nicht den Kapitalisten überlassen«

Antonio Negri in sechs Daten

1933

Geburt in Padua, im Italien Mussolinis

1936

Tod des Vaters, eines Mitbegründers der Kommunistischen Partei in Livorno

1961

Gründung der Zeitschrift *Quaderni Rossi*, an der Negri mitwirkt und mit der der italienische Operaismus entsteht

1979

Nach der Entführung und Tötung Aldo Moros wird die operaistische Bewegung unterdrückt und Negri viereinhalb Jahre lang ohne Prozess inhaftiert

1983

Wahl zum Abgeordneten und Gang ins Exil nach Frankreich, wo er an dem von Jacques Derrida gegründeten Collège international de Philosophie und an der Universität Paris VII lehrt

1997

Rückkehr nach Italien und erneute Inhaftierung, ab 1999 als Freigänger

ropa bedeutende Kräfte werden, wenn sich die neoliberale Politik der EU nicht schleunigst ändert. Aber da bin ich ziemlich pessimistisch.

Den Begriff des „Volkes“ reklamiert sowohl die extreme Linke wie die extreme Rechte für sich. Marx bezog sich auf das „Proletariat“. Sie bevorzugen dagegen den Begriff der „Multitude“. Weshalb?

Der Begriff ist nicht neu. Man findet ihn bei Thomas Hobbes, wenn auch negativ konnotiert, und mit einer positiven Bedeutung bei Spinoza. Michael und ich wollten ihn weiterentwickeln. Spinoza definiert die Multitude als die Gesamtheit der Singularitäten [Anm. d. Red.: Negri und Hardt ziehen den Begriff der „Singularität“ dem des Individuums vor, da mit Letzterem der Individualismus verbunden ist], die durch kein Prinzip der Einheit zusammengeschweißt und nicht durch den Gehorsam gegenüber einem Souverän hergestellt wird. Der Begriff der Multitude ist offen. Während das Proletariat implizit auf die Bourgeoisie, das Volk auf die Elite als sein Gegenüber verweist, ist die Multitude eine Kraft der autonomen, spontanen Affirmation, nichts umschließt sie außer der Konstitution des Gemeinsamen.

Ein Renault-Arbeiter im Jahr 1950 wusste, dass er zum Proletariat gehört. Ist ein Verkäufer bei H&M oder ein leitender Angestellter bei Total im Jahr 2018 Teil der Multitude? Wer gehört dazu, wer nicht?

Zur Multitude gehört, wer aus Zwang arbeitet, unter seiner Arbeit leidet und beherrscht wird – die Multitude arbeitet unter dem Kapital. Bei den leitenden Angestellten ist das weniger eindeutig; aber irgendwann muss man sich mal für ein Lager entscheiden, oder nicht? Aber ich kann Ihnen auch auf einer philosophischen Ebene antworten. Als Karl Marx eine

Der Begriff der „Versammlung“ wirkt ebenfalls wie ein Projekt. Aber wie konstituiert sich die Multitude in Versammlungen? Wenn die Versammlung in Ihrem Verständnis weder politische Partei noch Gewerkschaft ist, sondern ein spontanes Kollektiv, woran erkennt man sie dann?

Häufig entsteht eine Versammlung, wenn die Multitude einen Ort besetzt. Im Herbst 2011 hielten die Aktivisten von Occupy Wall Street ein Sit-in in der Nähe der New Yorker Börse ab. Im selben Jahr besetzten mehrere Zehntausend Indignados die Puerta del Sol in Madrid. Die Ägypter nahmen 2011/2012 den Tahrir-Platz in Beschlag. Sobald die Multitude einen Raum erobert, begegnen sich verschiedene Kräfte, ein egalitärer Diskurs zirkuliert. Die Versammlungen sind eine Suche nach politischer Organisation, aber ohne Hierarchie, ohne Elite. Sie versuchen, eine Institution des Gemeinsamen zu schaffen. Mir ist bewusst, dass dieser Prozess ein Herantasten ist.

In „Assembly“ beziehen Sie sich überraschenderweise auf den Begriff des Unternehmers. Man stellt erstaunt fest, dass Sie von einer Welt der Unternehmer träumen!

Ja, aber wir verwenden den Begriff keineswegs im neoliberalen Sinn. Das Wort „Unternehmen“ ist zu groß, um es den Kapitalisten zu überlassen. Erinnern Sie sich nur an den ersten Satz in den „Bekanntnissen“ von Jean-Jacques Rousseau: „Ich beginne ein Unternehmen, welches beispiellos dasteht und bei dem ich keinen Nachahmer finden werde.“ Und heißt das Raumschiff in „Star Trek“ nicht „Enterprise“? Aber im Ernst: Michael und mir schien es interessant, dass der Unternehmer im Sinne Joseph Schumpeters, also als Erfinder und Erneuerer, sehr selten geworden ist. Es gibt fast nur noch Manager, die Prozesse verwalten. Gleichzeitig hat sich die Organisation der Arbeit einschneidend verändert. Ein Phänomen unserer Zeit besteht darin, dass die Arbeiter Eigentümer ihrer Maschinen geworden sind. Sie besitzen ihre eigenen Smartphones und Laptops. Mit dieser Wiederaneignung der Produktionsmittel verschwimmt zugleich die Grenze zwischen Mensch und Maschine. Stellen Sie sich eine Fabrik im 19. Jahrhundert vor, aus der die Arbeiter jeden Abend die Maschinen mitnehmen, wohin auch immer sie wollen. Hätte das die Position der Bosse nicht geschwächt? Genau das erleben wir heute. Deshalb kehrt sich der traditionelle Gegensatz

>>>

>>> zwischen Beschäftigten und Bossen zurzeit um: Die Beschäftigten brauchen keinen Boss mehr. Selbst Innovation ist heute ein Gemeinschaftswerk, wie etwa die Open-Source-Software zeigt. Früher waren die Fabriken die Produktionseinheiten, heute sind es die Metropolen, in denen die Multitude lebt. Neue Unternehmer betreten die Bühne, die eine autonome, lebendige Arbeit fördern, nicht eine disziplinierte und tote. Das wissen übrigens auch die traditionellen Unternehmen: Sie sind zu hierarchisch, zu starr unterteilt, die jungen Leute wenden sich von ihnen ab, um anderswo, um anders zu arbeiten.

Worin unterscheidet sich das von Ihnen befürwortete soziale und politische Unternehmertum von Start-ups oder freiberuflichem Coworking? Betreiben Sie nicht eine Apologie des neuen IT-Unternehmertums?

Alle von Ihnen genannten Tendenzen haben dasselbe Leitmotiv: „Ich bin der Unternehmer meiner selbst!“ Der neue Unternehmer, der uns vorschwebt, will dagegen das Gemeinsame hervorbringen, ihm eine Form geben. Das ist ein ethisches, politisches und ökologisches Ziel. Es geht nicht darum, dem Erfolg und dem Profit hinterherzulaufen. Die NGOs, die Migranten unterstützen, sind nur ein Beispiel für diese Tendenz.

Man kann sich also ein Unternehmertum ohne Privateigentum, ein kommunistisches Unternehmen vorstellen?

Von Lenin stammt die berühmte Losung: „Kommunismus – das ist Sowjetmacht plus Elektrifizierung.“ Heute haben wir keine Sowjets mehr, aber Versammlungen. Und es geht nicht mehr um Elektrifizierung, sondern um Informationsnetzwerke und Plattformen. Insofern könnte man seine Losung zeitgemäß umformulieren: „Kommunismus – das sind Versammlungen plus Digitalisierung.“

In der öffentlichen Meinung Italiens gelten Sie heute oft immer noch als der *cattivo maestro*, der böse Lehrmeister ...

Es stimmt, die Medien haben das Bild eines bössartigen Menschen, eines kranken Professors konstruiert, das bis heute nachwirkt. Vielleicht weil es in der recht konservativen italienischen Gesellschaft indiskutabel ist, dass ein Universitätsprofessor für die Arbeiter und die Jugendbewegungen Partei ergreift. Die Medien haben mir ein Etikett verpasst: das des heimlichen Kopfes der Roten Brigaden. Hätte ich jeden, der mich der Mitgliedschaft bei den Roten Brigaden bezichtigt hat, wegen übler Nachrede verklagt, dann wäre ich heute reich.

Auch die Fernsehnachrichten waren Ihrem Ruf abträglich.

Jahrelang haben sie mein Gesicht gezeigt – ein furchtbares Foto, rot und schwarz! – und mich als Staats-

feind dargestellt. Das war wirklich Lynchjustiz. Es wird Zeit brauchen und die Arbeit von Historikern erfordern, damit ein ausgewogeneres Bild dieser Phase entstehen kann.

Was waren die Hauptanklagepunkte gegen Sie, als Sie 1979 inhaftiert wurden?

Aufstand gegen den Staat, Mittäterschaft bei der Ermordung Aldo Moros und Verstrickung in 17 weitere Morde. Zudem wurde mir vorgeworfen, einen reichen Genossen entführt zu haben, um von seiner Familie Lösegeld zu erpressen, was überhaupt das Infamste

»Hätte ich wie Sokrates Größe beweisen sollen, indem ich eine juristische Farce akzeptiere?«

war. Ich habe viereinhalb Jahre in Untersuchungshaft verbracht und auf einen Prozess gewartet, der nie stattgefunden hat. Natürlich nicht, in den Akten fehlte ja jeder Beweis. Alle diese Anklagepunkte wurden später fallen gelassen. Im Juni 1983, noch immer ohne Urteil inhaftiert, wurde ich für die Radikale Partei ins Parlament gewählt. Dank der Immunität des Abgeordneten kam ich aus dem Gefängnis und ging ins Exil nach Frankreich, gerade noch rechtzeitig, bevor meine Immunität aufgehoben werden konnte. Manche haben mir vorgeworfen, dass ich geflohen bin. Ich wüsste gerne, wen ich durch meinen Gang ins Exil verraten haben sollte. Andere Genossen, die genauso zu Unrecht inhaftiert waren? Hätte ich wie Sokrates Größe beweisen sollen, indem ich eine juristische Farce akzeptiere und den Schierlingsbecher trinke?

Haben Sie damals den Einsatz von Gewalt abgelehnt?

Dem Begriff „Gewalt“ mangelt es an wesentlichen Unterscheidungen. Wenn ein Leben durch Arbeit und Elend zerstört wird, dann ist das Gewalt. Die erste Bombe, die am 12. Dezember 1969 auf der Piazza Fontana in Mailand explodierte, die 17 Menschen tötete, 88 weitere verletzte und das Werk von italienischen Faschisten war, die für die Geheimdienste arbeiteten – das war Gewalt. Wenn Arbeiter ihre Fabrik sabotieren, um unerträgliche Zustände anzuprangern, dann ist das Gewalt. In Herrschaftsverhältnissen

ist Gewalt immer gegenwärtig. Der Klassenkampf ist kein Sonntagsspaziergang! Wer versucht, der Ausbeutung ein Ende zu bereiten, setzt sich der Gefahr einer Repression durch Polizei und Faschisten aus. Dennoch gibt es einen klaren Unterschied zwischen Widerstand und Terrorismus.

Seien wir genauer: Was ist Ihre Position zu der Gewalt gegen Personen, die linke Bewegungen ausgeübt haben?

Die Gruppe, zu der ich gehörte – Autonomia Operaia – hat die Gewalt nie gewählt. Bei Demonstrationen und Fabrikbesetzungen kam es zu Auseinandersetzungen mit der Polizei. Unsere Strategie bestand immer darin, uns gegen die Gewalt der Polizei zu verteidigen, aber in einer verhältnismäßigen, angemessenen Weise. Das war kein abstraktes Thema und keine ideologische Position. Es ging um Widerstand, um eine Frage des persönlichen Überlebens von Mitgliedern der Organisation.

Konkret: Was haben Sie damals gemacht?

Die von uns organisierten Arbeiterdemonstrationen fingen an, sich zu bewaffnen, aber nur um sich im Falle eines Angriffs der Polizei verteidigen zu können. 1977 habe ich auf dem Höhepunkt der Arbeiterautonomie eine Demonstration mitorganisiert, bei der 100 000 bewaffnete Menschen in Rom auf die Straße gingen. Das war der Punkt, an dem die Mächtigen Angst bekamen. Im März 1978 wurde Aldo Moro entführt, ich bezog sofort Stellung dagegen, im Dissens mit vielen meiner Genossen. Mir war klar, dass diese Entführung, und dann die Tötung Moros, die Spannungen auf eine Ebene bringt, die wir nicht akzeptieren können. Was dann folgte, war furchtbar. Zum einen wendete sich die Kommunistische Partei gegen die Bewegungen der Arbeiter – mit einer sehr stalinistischen Logik, sie konnte keine Konkurrenz links von sich dulden. Zum anderen wurde ich verhaftet und der Öffentlichkeit als heimlicher Anführer, als

Mastermind der Roten Brigaden präsentiert, was absurd ist, denn politische Attentate habe ich nie gutgeheißen. Diese Repression und Diffamierung waren Teil einer Strategie, die die Arbeiterautonomie zerstören sollte. 30 000 Menschen wurden ins Gefängnis geworfen, 3000 bis 4000 verurteilt. Das war das Ende einer Zeit enormer Hoffnungen. Wir waren eine Generation, die damit gescheitert ist, das Land zu verändern, und die auf eine sehr zerstörerische Weise attackiert wurde. Diese Niederlage betrifft ganz Italien, denn Silvio Berlusconi ist 1992 auf den Trümmern unserer Bewegungen an die Macht gekommen.

Betrachtet man Ihr Werk aus einem gewissen Abstand, gewinnt man den Eindruck, dass Sie die Schlüsselbegriffe von Marx aufgegriffen haben, um sie ins 21. Jahrhundert zu übertragen: Aus dem Proletariat wird die Multitude, aus dem Kapitalismus das Empire, aus der Fabrik die Metropole, aus der Partei die Versammlung, aus dem Aktivist der Unternehmer. Könnte man so Ihre philosophischen Ambitionen zusammenfassen?

Ja, doch trotz des veränderten Vokabulars gilt, dass das Kapital und der Staat die Feinde der Arbeiter sind und dass die Arbeiter für den Kommunismus kämpfen. Aber ich möchte hinzufügen, dass ich dem italienischen Operaismus verbunden bin und bleibe. An dieser Bewegung haben Intellektuelle wie Mario Tronti, Alberto Asor Rosa, Massimo Cacciari, Luciano Ferrari Bravo und viele andere teilgenommen. Was Lektüre und Synthese betrifft, haben diese Autoren Beachtliches geleistet. Unsere Interpretation des Marxismus hatte nichts mit der sowjetischen Tradition zu tun, weil wir immer von einer Reflexion über die Arbeit ausgegangen sind und uns beständig an die Orte der Produktion begeben haben. Ich bin heute also einer der bekannteren Vertreter einer ganzen theoretischen Strömung, und der Kraft dieses Kollektivs verdankt mein philosophisches Werk viel. /

Werke von Antonio Negri (gem. m. Michael Hardt)

Empire. Die neue Weltordnung

(Campus, 2002)
Dieser erste Essay war ein internationaler Erfolg. Negri schrieb ihn zusammen mit Michael Hardt, als er noch im offenen Vollzug in Italien seine Haftstraße absaß. Mit seinen Reflexionen über die Globalisierung und einer Erneuerung des Imperialismusbegriffs von Rosa Luxemburg bot das Buch kritische Werkzeuge, die von großen Teilen der globalisierungskritischen Bewegung aufgegriffen

wurden. Es beschreibt eine kapitalistische Herrschaft, die kein Außen mehr kennt. Das Zentrum ist allgegenwärtig geworden.

Multitude. Krieg und Demokratie im Empire

(Campus, 2004)
Während „Empire“ den globalisierten Kapitalismus darstellt, fragt „Multitude“ nach dem Zustand der oppositionellen Kräfte. Zudem behandelt es die neuen Arbeitsverhältnisse im Dienstleistungssektor, nämlich Entstehung und

Hegemonie der „immateriellen und kognitiven Arbeit“. Was geschieht, wenn unsere Affekte und Gedanken zu einer entscheidenden Produktivkraft werden?

Demokratie! Wofür wir kämpfen

(Campus, 2013)
Zunächst von den Autoren im Selbstverlag bei Amazon Kindle publiziert, versucht der kurze Essay der Occupy-Bewegung philosophisches Rüstzeug zu geben.

Assembly

(Campus, 2018)
Ausgehend vom Begriff der Versammlung setzt das ambitionierte Werk das Anliegen von „Demokratie!“ fort: Es geht um die weltweiten Veränderungen nach dem Niedergang der globalisierungskritischen Bewegung, angetrieben von spontan entstehenden Gruppen wie den spanischen Indignados, Occupy Wall Street oder dem Arabischen Frühling.

Lösungswege

Von Leyla Sophie Gleissner

Doppelleben, Sehnsüchte, Ängste: Viele Menschen vertrauen ihre Geheimnisse dem Tagebuch an. Vier Erklärungsversuche, weshalb sich das intime Schreiben so großer Beliebtheit erfreut

Warum schreiben wir Tagebuch?

„Um Geheimnisse zu hüten“

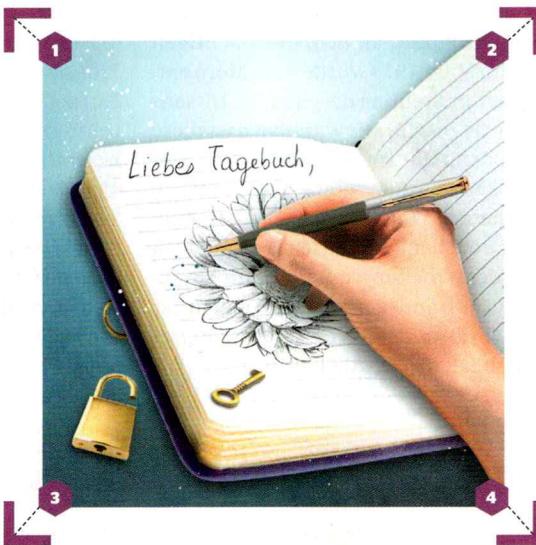
Ludwig Wittgenstein (1889–1951)

Dem Tagebuch können wir Gedanken anvertrauen, die wir anderen lieber nicht preisgeben. Schweigsam wie es ist, hütet es auch die verwegsten Geheimnisse. Was aber, wenn es jemand anderem in die Hände fällt? Ludwig Wittgenstein traute seinen Mitmenschen wohl nicht recht über den Weg, entschied er sich doch dazu, besonders private Passagen seines Tagebuchs in Geheimschrift aufzuzeichnen. So gesteht der 47-jährige Wittgenstein voller Scham: „Ich bin noch heute, wie als kleiner Bub beim Zahnarzt.“ Zum Glück hat er nie erfahren, dass seine Schrift einige Jahre später entschlüsselt – und seine Angst vor dem Zahnarzt somit der Allgemeinheit bekannt wurde.

„Um uns zu erinnern“

Walter Benjamin (1892–1940)

Am 10.12.1927 notiert Walter Benjamin folgende Zeilen in sein Moskauer Tagebuch: „Ich lese in meinem Zimmer Proust, fresse dazu Marzipan.“ Eine, wie es scheint, unbedeutende Anekdote – doch schließt nicht gerade das Nebensächliche, Jahre später gelesen, mitunter ganze Welten auf? Erst im Rückblick wird uns klar, was uns eine bestimmte Lebenssituation wirklich bedeutet hat. Das Tagebuch erfüllt für Benjamin den Zweck, „nachträglich einiges herausheben und aufheben“ zu können. Was aufgeschrieben ist, geht nicht verloren. Das Tagebuch erinnert uns daran, wer wir einmal waren und wer wir geworden sind. Es ist unser Begleiter im Kampf wider das Vergessen.



„Um zu denken“

Hannah Arendt (1906–1975)

„Denktagebuch“ nannte Hannah Arendt ihre Sammlung aus 28 dicht beschriebenen Heften. Das ist wenig überraschend für eine Frau, deren Ziel es immer war „zu verstehen“ – auch dasjenige, das auf den ersten Blick unerschließbar scheint. Wie wurde totalitäre Gewalt möglich und was können wir ihr entgegen? Denken und (politisches) Handeln sind für Arendt untrennbar. Was die beiden Bereiche zusammenführt, ist die „Mitteilung“ – auch an sich selbst. Denn „ohne dieses Zum-Wort-Werden“ könnte man, so Arendt, „den Schock der Wirklichkeit nicht aushalten“. Denken, um zu verstehen, verstehen, um zu handeln. Hierbei kann uns das Tagebuch zur Seite stehen.

„Um zu trauern“

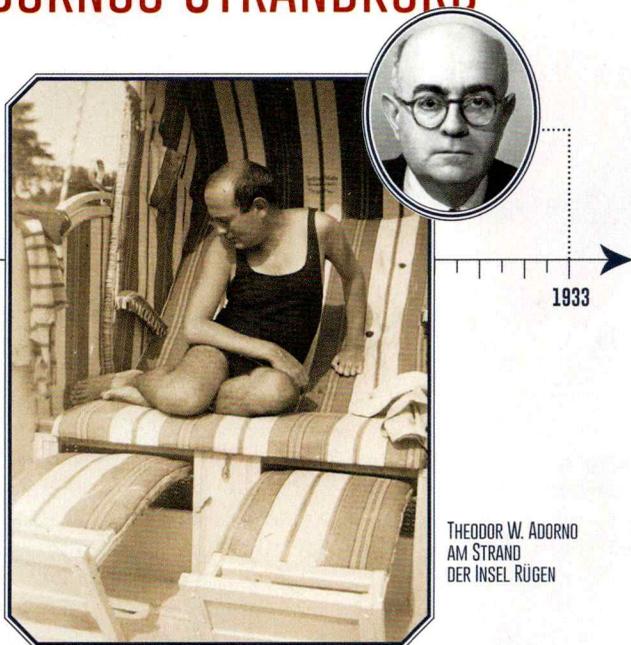
Roland Barthes (1915–1980)

Verliert man einen wichtigen Menschen, fühlt sich plötzlich alles sinnlos an. Wie soll es weitergehen ohne dich? Und weshalb habe ich dir nie gesagt, wie viel du bedeutetest? Fragen spuken im Kopf herum, ohne beantwortet werden zu können. Wer kann helfen? Das Tagebuch. Roland Barthes, der zeitlebens mit seiner Mutter Henriette unter einem Dach gelebt hat, schrieb nach deren Tod ein „Tagebuch der Trauer“. Die Wohnung still und leer, wurde er sich selbst im Schreiben zum tröstenden Zuhörer. Aus der Stummheit über das Geschehene schuf er eine Stimme. Und: „Wer weiß, vielleicht findet sich doch noch ein wenig Gold in diesen Aufzeichnungen.“

Das Ding an sich

Von Dominik Erhard

ADORNOS STRANDKORB



THEODOR W. ADORNO
AM STRAND
DER INSEL RÜGEN

Der Badeanzug sitzt, die Sonne scheint mit hochsommerlicher Kraft und auf dem Stück Himmel, das die Urlaubsaufnahme zeigt, ist nicht eine Wolke zu sehen. Und doch strahlt die Person im Zentrum des Bildes alles andere als Entspannung aus. Der gekrümmte Körper wirkt unruhig und in dem nachdenklich angelegten Kopf scheint gänzlich anderes vorzugehen als die Vorfrende auf ein Eis am Stiel. Der Mann, der da im Sommer 1933 auf der Insel Rügen in seinem Strandkorb kauert, ist der Soziologe und Philosoph Theodor W. Adorno. Warum der Mitbegründer der Frankfurter Schule nur wenig für das Konzept Urlaub übrig hatte, führt er in seinem Aufsatz „Freizeit“ aus. „Freizeit“, so Adorno, sei nur im Zusammenhang mit der unfreien, sprich „fremdbestimmten“ Arbeitszeit zu denken und dadurch „immer schon an ihr Gegenteil gekoppelt“. Selbst mit Sand zwischen den Zehen gibt es kein Sein außerhalb der Arbeit. Damit legt das Urlaubsfoto des damals 30-jährigen den Blick auf einen Gedanken frei, der für das Gesamtwerk des Intellektuellen zentral ist. So heißt es zugespitzt im 6. Aphorismus seiner „Minima Moralia“: „Die eigene Distanz vom Betrieb ist ein Luxus, den einzig der Betrieb abwirft. Darum trägt gerade jede Regung des sich Entziehens Züge des Negierten.“ Nicht nur ist ein entspannter Urlaub in falschen, da stets fremdbestimmten Umständen undenkbar, auch ein gutes Leben muss unter diesen Voraussetzungen eine Illusion bleiben. Durch die technischen Entwicklungen zeigt sich, wie richtig Adorno lag, ist die Grenze zwischen freier Zeit und Arbeitszeit durch dauervibrierende Smartphones heute doch tatsächlich bis zur Unkenntlichkeit verschwommen. Sollte das WLAN-Signal Ihres Hotels also nicht bis zum Pool reichen und Sie keine Dienstmail empfangen können, seien Sie froh. Weiter ist der Arbeit im Jahr 2018 nicht zu entkommen.

Die Kunst, immer recht zu behalten

KNIFF NR. 41

Lassen Sie Ihren Gegner alt aussehen!

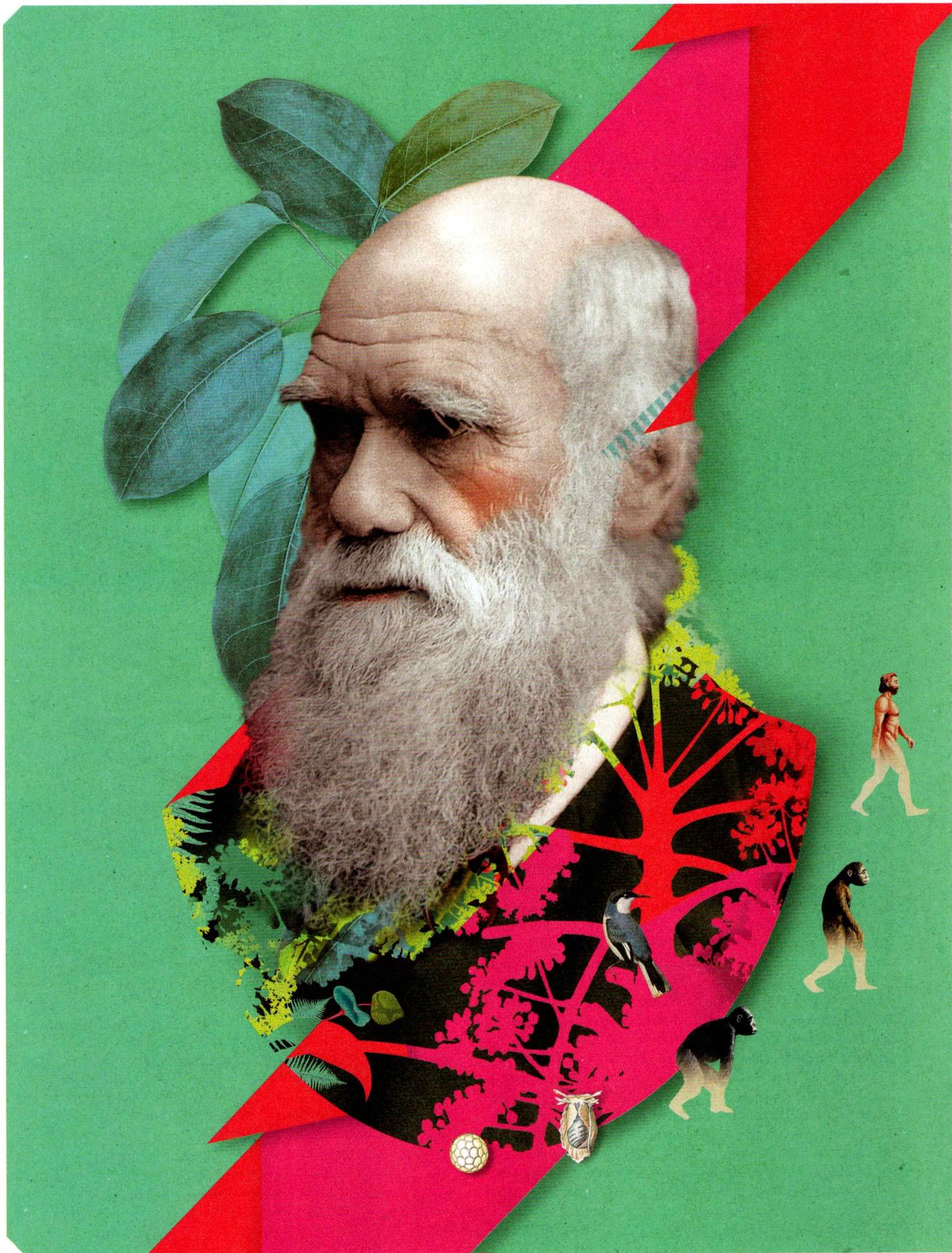
Das Verfahren

Wenn Sie eine Debatte gewinnen wollen, werfen Sie Ihrem Gesprächspartner vor, er vertrete konservative Ideen. Angenommen Ihr Kontrahent sieht die innovativen Möglichkeiten des Transhumanismus (z. B. Verlängerung des Lebens, Steigerung der Intelligenz) lediglich als Gefahr für die Spaltung der Gesellschaft und sagt: „Es werden natürlich die Reichen sein, die sich zu technisch ‚erweiterten‘ Menschen machen lassen. Arme Leute werden dann umso mehr zu Menschen zweiter Klasse.“ Erwidern Sie seufzend: „Bei jeder technischen Innovation dieselbe alte Leier: Man glaubt immer, dass nur die Besserverdienenden davon profitieren.“ Formulierungen wie: „Das haben wir schon tausendmal gehört“ oder „Das hat noch nie funktioniert“ sind gute Mittel, um den Gegner zu verunsichern, weil Sie ihn als fantasielos hinstellen oder als einen ängstlichen Ultrakonservativen, der glaubt, dass die Welt sich nicht verändert. Argumentieren Sie mit Marx gegen Hegel, der glaubte, dass alles zweimal geschieht: „Er hat vergessen hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce“. Machen Sie Ihren Gegner also lächerlich, indem Sie zeigen, dass er nicht in der Lage ist, die Originalität eines Problems zu verstehen, und nur abgedroschene Argumente hat.

Die Abwehr

Wenn man Ihre Ideen als banal und konservativ bezeichnet, antworten Sie, dass die Kraft eines Arguments nicht in seiner Originalität liegt, sondern in seiner Stichhaltigkeit. Sagen Sie, dass dieselben Gründe oft dieselben Wirkungen nach sich ziehen und dass es Einwände gibt, die ihre Gültigkeit nicht verlieren. Dann präzisieren Sie Ihre Idee. Im Falle des „erweiterten Menschen“ ist es unwahrscheinlich, dass die Reichen sich dieser Möglichkeit nicht bedienen würden, um ihre Macht zu steigern und die Gesellschaft weiter zu spalten. Kurzum: Der Weise weiß, was bewahrenswert ist und was nicht. Wer nach dem Neuen strebt, nur weil es neu ist, ist geschichtsvergessen und leichtsinnig.

Von **Nicolas Tenailon**



Darwin

und die MENSCHLICHE NATUR

Die klassische Naturgeschichte wies dem Menschen einen Ausnahmestatus zu. Durch die Entdeckungen Charles Darwins war diese Sicht passé. Der britische Forscher erkannte in den Arten das Ergebnis eines langen Evolutionsprozesses, in dessen Verlauf die am besten Angepassten triumphieren. Somit erschien der Mensch plötzlich nur noch als kleiner Zweig am Baum des Lebens. Zudem setzte Darwin dazu an, mit dem Prinzip der natürlichen Auslese die Entstehung dessen zu erklären, was wir bis heute für unser exklusives Vorrecht halten: Gefühle und moralische Urteile. In welcher Weise die natürliche Auslese weiterhin als Leitbild für unser Verständnis des menschlichen Verhaltens dient, erklärt der Biologe und Philosoph **Philippe Huneman** in seinem Essay. Der Wissenschaftsphilosoph **Thierry Hoquet** ordnet für uns Auszüge aus „Die Abstammung des Menschen und die sexuelle Selektion“ ein, die wir im Beiheft abdrucken.



von
Philippe Huneman



Philippe Huneman ist Forschungsdirektor am Pariser Institut d'histoire et de philosophie des sciences et des techniques (CNRS/Sorbonne) mit einem Schwerpunkt auf Evolutionsbiologie. Er ist zudem Autor zahlreicher Publikationen über Charles Darwin

In „Über die Entstehung der Arten“ (1859) schildert Darwin, dass alle lebenden Arten mit älteren Arten verwandt sind – und allesamt auf einem einzigen Stammbaum angeordnet werden können, der bis zum Urvorfahr Luca (für Last Universal Common Ancestor), der ersten lebendigen Zelle, zurückreicht. Deshalb erklärt der Prozess der natürlichen Auslese zu einem Großteil die Evolution der Arten, ihre Anpassung an ihr Milieu und ihre Diversifizierung. Dieses wissenschaftliche Modell umfasst das Reich aller Lebewesen, darunter auch den Menschen, dem Darwin 1871 ein weiteres Buch widmet: „Die Abstammung des Menschen und die sexuelle Selektion“.

Das darwinsche Denken stellte das bis dahin geltende Menschenbild auf den Kopf. Geht man von einer gemeinsamen Abstammung aller Lebewesen aus, liefert die Untersuchung verschiedener Primaten oder anderer Säugetiere auch Wissen über die entsprechenden Merkmale der Menschen: „Wer den Pavian versteht, würde mehr zur Metaphysik beitragen als Locke“, notierte Darwin 1838, der sich der philosophischen Bedeutung seiner Theorien bewusst war. In „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren“ (1872) vergleicht er deshalb etwa Mimik und Gestik von Primaten mit denen von Menschen. Darauf aufbauend begannen Psychologen, menschliche Emotionen zu analysieren. So entstand eine Theorie der Basisemotionen, die als Ausdruck unserer ursprünglichsten Gefühle verstanden werden: Furcht, Freude, Traurigkeit, Ekel und Wut.

Besonders fruchtbar war das Konzept der natürlichen Auslese aber für Studien zu Kognition und Verhalten des Menschen. Darwin deutete hierfür zwei Ideen an, die noch heute viele Forschungsprogramme definieren. Einerseits stellte die sexuelle Selektion eine treibende Kraft bei der Entwicklung des Menschen dar; andererseits sind zahlreiche menschliche Züge – Körperbau, Verhalten oder Kognition – Produkte der natürlichen Auslese. Im fünften Kapitel der „Abstammung des Menschen“ wendet Darwin diese Ansichten auf die menschliche Moral an und erläutert,

was sich bis heute in den Grundlagen der Kooperationsforschung wiederfindet.

Allerdings sind Altruismus und Kooperation für die ersten Darwinianer lange ein Rätsel gewesen. Wenn im Kampf ums Dasein die Besten den Sieg davontragen und anschließend ihre vererbaren Eigenschaften verbreiten, warum gibt es dann noch Altruisten, die anderen doch eigentlich zu ihrem eigenen Nachteil helfen? Warum findet man bei allen Tierarten Individuen, die für ihre Herde Risiken auf sich nehmen, wie die Antilopen, die aufspringen, wenn sie einen Löwen entdecken – oder sich opfern, wie die Arbeitsbienen, die sich nicht fortpflanzen, um sich besser um die Königin zu kümmern? Bereits Peter Kropotkin, großer Biologe und bekannter Anarchist, kritisierte Darwin für seine Fokussierung auf den Konkurrenzkampf, wo es doch so erkennbare Beispiele von Kooperation in der Natur gab.

Unerklärlicher Altruismus?

Seit den 1960er-Jahren ist die Kooperation allerdings zu einem wichtigen Studienobjekt der Darwinianer geworden. Das 1964 von William D. Hamilton formulierte Konzept der „Verwandtenselektion“ etwa verdeutlicht, dass altruistische Akte selektiv vorgenommen werden, wenn der entsprechende Nutzen, in Abhängigkeit vom Verwandtschaftsgrad zwischen den Individuen, größer ist als die Kosten. So erklärt man den Altruismus der sozialen Insekten, die ihren Geschwistern genetisch näherstehen als ihren Kindern und deshalb ein Interesse daran haben, Letztere für die Königin zu opfern.

Das 1971 von Robert Trivers vorgebrachte Konzept der „Reziprozität“ besagt, dass ein altruistischer Akt dann vorliegt, wenn vom Begünstigten angenommen wird, dass er später seinerseits altruistisch handeln wird, wenn also beide Individuen sehr wahrscheinlich wieder interagieren werden. So versteht man die Gemeinschaften von Krokodilen und jenen Vögeln, die ihnen die Zähne pflegen. Bei den Menschen hingegen ist dieses Problem komplexer; sie können auch gegen- >>>

DARWIN IN 5 DATEN



1809

Geburt am 12. Februar in Shrewsbury (England)

1831

Fast fünfjährige Weltumseglungs-Expedition an Bord des Forschungsschiffs Beagle

1859

Erscheinen der ersten Ausgabe von „Über die Entstehung der Arten“

1871

Erscheinen von „Die Abstammung des Menschen und die sexuelle Selektion“

1882

Tod am 19. April in Downe, Grafschaft Kent

Eine Theorie, die in der Luft lag

Die Urheberschaft der Evolutionslehre wird Charles Darwin zugeschrieben. Dabei vergisst man jedoch, dass 1859, als „Über die Entstehung der Arten“ erscheint, bereits mehrere Forscher den Kreationismus, also den Glauben an eine göttlich geschaffene und unveränderliche Natur, infrage gestellt hatten. Der Franzose Jean-Baptiste de Lamarck legt bereits zu Beginn des Jahrhunderts eine Theorie der Arten vor, um deren Vielfalt und Komplexität zu erklären. Deren absolute Formulierungen – die Giraffe hätte einen langen Hals, um die höchstgelegenen Blätter der Bäume zu erreichen – führen allerdings dazu, dass Darwin Lamarcks Arbeiten als „Nonsens“ abtut. Seinen berühmtesten Essay veröffentlicht Darwin folglich auch in der Angst, dass man ihm zuvorkommt. Ein von ihm bewunderter Naturforscher, Alfred Rus-

sel Wallace, hatte ihm etwa das Manuskript eines Essays zum Ursprung der Arten zugesandt, das Darwins eigenen Arbeiten sehr nahekam. Die Korrespondenzen und Notizen Darwins belegen, dass dieser über zehn Jahre lang seine Theorie immer weiter verfeinerte und dabei die Entdeckungen der Beagle-Expedition einarbeitete. „Ich war so frapportiert über die Verbreitung der Organismen auf den Galapagos-Inseln (...) und über den Charakter der amerikanischen fossilen Säugetiere und so weiter, dass ich mich entschloss, blindlings alle Arten von Tatsachen zu sammeln, welche sich in irgendeiner Weise auf die Frage beziehen könnten, was Spezies sind (...) ich bin beinahe überzeugt (der Meinung, mit der ich an diese Frage herantrat, völlig entgegengesetzt), dass die Spezies nicht unveränderlich sind (mir ist, als gestände ich einen Mord ein).“

Von Thomas Robert Malthus, Verfasser eines Essays mit dem Titel „Das Bevölkerungsgesetz“, entlehnt Darwin dabei die Idee eines „struggle for life“, der einer begrenzten Anzahl von Ressourcen und einer immer weiter steigenden Zahl von Individuen entspringt. Mit dem Prinzip der natürlichen Auslese will Darwin den Fortbestand von Individuen und Arten und das Aussterben anderer erklären. Die Entwicklung eines Merkmals, das Individuen oder ganzen Arten irgendeinen Vorteil verschafft, wird deren Überleben begünstigen: Sie werden „natürlich ausgelesen“ und übertragen dieses Merkmal auf ihre Nachkommen. Die benachteiligten Individuen oder Arten werden ihrerseits tendenziell verschwinden. Kaum erschienen, findet „Über die Entstehung der Arten“ reißenden Absatz und löst erst in Großbritannien, bald auch jenseits des Atlantiks heftige Debatten aus. Und schon brauen sich über Darwins Haupt die Zornesstürme der Evolutionsgegner zusammen.

Victorine de Oliveira

über Leuten, die sie niemals wiedersehen werden, spontan altruistisch handeln; für sie scheint der Kooperationsbereich wesentlich weiter zu gehen.

Darwin hatte das bereits erkannt, als er schrieb: „Ein anderes, mächtigeres Anregungsmittel für die Entwicklung geselliger Tugenden sind Lob und Tadel unserer Mitmenschen.“ Tatsächlich baut jede Handlung eine Reputation auf – und diese kann mich teuer zu stehen kommen. Letzten Endes kommt es uns also zugute, kooperativ zu sein. Forscher untersuchen mittlerweile Online-Marktplätze wie Airbnb oder eBay, wo die Reputation tatsächlich eine Garantie gegen Betrüger darstellt.

Der Biologe David Sloan Wilson verfiert seit 30 Jahren Darwins Intuition über den Ursprung der Moral, so wie Letzterer sie in der „Abstammung“ fest-

hielt: „Wenn zwei auf einem Gebiet lebende Urmen- schenstämme in Wettbewerb traten und der eine Stamm (bei sonst gleichen Verhältnissen) eine größere Anzahl mutiger, einander ergebener und treuer Mitglieder besaß, die stets bereit waren, einander vor Gefahr zu warnen, sich beizustehen und zu verteidigen, so wird dieser Stamm erfolgreicher gewesen sein und den andern erobert haben.“ Der Altruismus würde somit aus der Kombination zweier gegensätzlicher Kräfte resultieren: der Konkurrenz innerhalb von Gruppen, bei der die Egoisten immer den Sieg über die Altruisten davontragen, und der Konkurrenz zwischen Gruppen, bei der im Gegenteil die Gruppen mit mehr Altruisten in ihren Reihen obsiegen. Wenn die zweite Form der Konkurrenz ausreichend stark im Verhältnis zur ersten ist, wird die Gesamtquote der >>>

7 KONZEPTE DER MENSCHLICHEN NATUR

POLITISCH

ANMASSEND



Die Denker

Aristoteles

384-322 v. Chr.

○ Aristoteles unterscheidet drei Seelentypen: vegetativ, animalisch und rational. Die Seele, „anima“, ist das Prinzip eines jeden „organisierten Körpers“. Das Prinzip der Rationalität ist die Eigenart des Menschen. Davon zeugt seine Sprache, also die Fähigkeit, Ideen auszutauschen. Aus dieser Veranlagung entspringt die Möglichkeit zu debattieren, ja letztlich eine Gesellschaft zu bilden. Der Mensch ist ein durch seine politische Natur bestimmtes Lebewesen.

Montaigne

1533-1592

○ In der „Apologie des Raimond Sebond“ macht sich Montaigne über die vermeintliche Überlegenheit des Menschen innerhalb der Schöpfung lustig. „Anmaßung ist unsere eigentliche angeborene Krankheit“, spottet er. Der Mensch sei vor allem ein launisches Wesen: „Wir gehen nicht, wir lassen uns forttragen.“ Der freie Wille? Eine Illusion! „So schwanken wir zwischen verschiedenen Entschlüssen; nichts wollen wir frei, nichts absolut, nichts beständig.“

Von Victorine de Oliveira

>>> Altruisten die der Egoisten übertreffen. Dieses „Multi-level-Selektion“ genannte Modell betrifft alle Lebewesen. Was also macht einen spezifisch menschlichen Altruismus aus?

Die Evolutionspsychologie trat in den 1990er-Jahren die Nachfolge der Soziobiologie an. Sie nähert sich dem Geist als einer Gesamtheit von Fähigkeiten, die im Laufe der Evolution ausgeformt wurden und als Anpassungen begriffen werden. Anstatt sich wie die Soziobiologie für die Verhaltensweisen zu interessieren, richtet die Psychologie ihr Augenmerk auf die menschliche Kognition. Sie fasst den Geist modular auf, zusammengesetzt aus autonomen Systemen, die gleichsam als Antworten auf besondere Umweltaforderungen entstanden sind: nach Partnern suchen, sich den sozialen Manipulationen entziehen, die Erwartungen eines anderen entschlüsseln und so weiter. So nimmt man etwa an, dass ein Modul zur Gesichtserkennung in der Spindelwindung des Gehirns existiert; schließlich musste die Fähigkeit, die Gesichter von Freunden wie Feinden wiederzuerkennen, zum reproduktiven Erfolg unserer Vorfahren beigetragen haben.

Wie die Evolution die Hypochondrie begünstigt

Die Evolutionspsychologie erklärt somit auch das, was man lange für seltsame Fehlleistungen der Kognition hielt, die „kognitiven Verzerrungen“. Diese stellt sie in einen Zusammenhang mit urzeitlichen Umgebungen, in denen sich bestimmte Verhaltensweisen adap-

„Neue Studien stellen die bekannte Erzählung von der prähistorischen Welt als eines Krieges aller gegen alle infrage

tiv herausgebildet haben. Die Tatsache, dass wir dazu veranlagt sind, vor Schlangen und Spinnen Angst zu haben, nicht aber vor weitaus gefährlicheren Autos und Feuerwaffen, lässt sich evolutionär dadurch erklären, dass nur die Ersteren zur ursprünglichen Umwelt der Hominiden gehörten. Die von Martie Haselton eingeführte „Theorie des Fehlermanagements“ entwickelt ihrerseits die Idee, dass manche Fehler asymmetrische Kosten verursachen. So ist eine positive Falschannahme oft weniger schädlich als eine negative: Zum Beispiel ist es besser, sich grundlos wegen eines eingebildeten Leidens zu sorgen, als eine reale Krankheit nicht zu bemerken. Deshalb hat die natürliche Auslese jene Module begünstigt, die dazu neigen, sich systematisch in eine bestimmte Richtung zu täuschen, zum Beispiel mehr positive als negative Falschannahmen zu begehen (daher auch die instinktive Furcht vor Ansteckung bei Krankheiten, die bekanntermaßen nicht ansteckend sind).

Der religiöse Glaube und die dazugehörigen Verhaltensweisen könnten ebenfalls Anpassungen sein,

SPRECHEND



Descartes

1596-1650

„Denn es ist sehr bemerkenswert, dass es keine so stumpfsinnigen und dummen Menschen gibt (...), die nicht fähig wären, verschiedene Worte zusammen zu ordnen“: Descartes übernimmt die antike Idee der Sprache als Distinktionsmerkmal des Menschen, das ihn vom Rest der Welt des Lebendigen trennt. Wenn das Tier eine Maschine ist, unterscheidet sich der Mensch durch die Vereinigung zweier Substanzen, des materiellen Körpers und der Seele.

MASCHINENHAFT



La Mettrie

1709-1751

„Der menschliche Körper ist eine Maschine (...), lebendes Abbild der ewigen Bewegung. (...) Ohne Nahrungsmittel verschmachtet die Seele, gerät in Raserei, und entkräftet stirbt sie.“ La Mettrie fegt die Idee der Seele hinweg. Für ihn ist sie nur ein Effekt des inneren Wirkens der Organe, ein „empfindlicher materieller Teil des Gehirns“ der in keiner Weise rechtfertigt, den Menschen gesondert von der übrigen Welt des Lebendigen zu betrachten.

INSTINKTIV



Nietzsche

1844-1900

Nietzsches Menschenbild ist maßgeblich durch die Lektüre Darwins inspiriert. Der Mensch ist eine von (Raubtier-)Instinkten bewohnte Kreatur. Auch sein „Übermensch“ erinnert stark an Darwins Grundprinzip natürlicher Auslese. Dass das Christentum die Schwäche honorierte, kritisierte Nietzsche in seiner Schrift „Zur Genealogie der Moral“ scharf und fordert entschieden eine Überwindung dieser von ihm so genannten „Sklavenmoral“.

WELTBILDEND



Heidegger

1889-1976

Für Martin Heidegger ist der Mensch ein „Seiendes“, das von der „Sorge“ um sein „Dasein“ bewohnt ist. Infolgedessen formuliert er den Mensch-Tier-Unterschied neu. In „Die Grundbegriffe der Metaphysik“ unterscheidet er den „weltlosen“ Stein, das „weltarme“ Tier (alles, was es umgibt, erscheint ihm nur in Funktion der Bedürfnisse, die seiner Art eigen sind) und den „weltbildenden“ Menschen, der fähig ist, sich den Dingen und der Welt zu öffnen.

MORALISCH



de Waal

*1948

Laut dem niederländischen Primatologen Frans de Waal existieren bei bestimmten Tieren moralische Gefühle. Sie sind sensibel für Emotionen anderer Tiere und haben ein ausgeprägtes Unrechtsbewusstsein. Ausgehend von der Beobachtung der Menschenaffen schlussfolgert er in „Der Affe in uns“: „Wir werden mit Impulsen geboren, die uns zu anderen hinziehen (...). Wie all diese Impulse sind, wird am Verhalten unserer Primatenverwandten deutlich.“

deren Nutzen in der augenblicklichen Integration des Individuums in die urzeitliche Gruppe besteht, die ihm die Bestrafungen erspart, die diejenigen widerfahren, die von den Bräuchen abweichen. Selbst der Ursprung der Sprache wird zur Frage nach ihren selektiven Vorteilen: Manche Autoren behaupten, dass sich die Sprache als ein Mittel zum schnellen Austausch von Informationen über Sex und Fortpflanzung herausgebildet habe; andere Hypothesen gehen davon aus, dass die Sprache es erlaubt, seine eigene Fähigkeit zur raschen Beschaffung von Informationen herauszustellen, die für die Gruppe wertvoll sind.

Der Mensch - von Natur aus gut?

Viele Evolutionspsychologen nehmen an, dass in der Prähistorie der Krieg zwischen Stämmen die Norm gewesen sei. Allerdings haben Feldstudien die Vorstellung von der prähistorischen Welt als eines hobbeschen Krieges aller gegen alle jüngst wieder infrage gestellt. Die Welt sei eher rousseauistisch und mithin friedvoll gewesen – gewaltsame Tode gab es sicherlich in großer Zahl, jedoch resultieren diese eher aus isolierten Taten denn aus Clankriegen. Hobbes versus Rousseau, ist die menschliche Natur böse oder gut – diese Debatte wird bis heute geführt.

Die Paläoanthropologie hat ihr Wissen insbesondere in den letzten beiden Jahrzehnten stark erweitert. Wir kennen jetzt Dutzende Hominidenarten, wir wissen, dass der Neandertaler nicht der Vorfahr des Homo sapiens war, sondern sein Vetter – und dass sie

sich sichtlich untereinander gekreuzt haben. Es wurden Hominiden gefunden, die älter sind als die 1974 gefundene „Lucy“. Die Auffächerung zwischen Primaten und Menschen unter diesen Hominiden verschiebt sich immer weiter zurück, von vier Millionen (unser Vorfahr „Lucy“) auf sieben Millionen Jahre (unser Vorfahr „Toumaï“).

Neben der Rekonstruktion des Stammbaums der Hominiden stellen sich die Paläoanthropologen Fragen nach den Prozessen, die die Evolution ermöglichten. Ein Beispiel zum Schluss: Man weiß, dass die meisten der mit uns verwandten Menschenaffen in sozialen Gruppen organisiert sind, die von einem Männchen dominiert werden, das sich Ressourcen und Weibchen aneignet. Funde von den ältesten Gesellschaften attestieren nun aber im Gegenteil eine relativ egalitäre Struktur. Der Biologe Sergey Gavrilets hat 2012 ein einfaches mathematisches Modell zum Ursprung der Gleichheit bei den Hominiden vorgeschlagen. Wie schaffen es Individuen, die schwächer sind als der Dominator und ihm deshalb gehorchen, diesen dann schlussendlich doch zurückzuweisen? Antwort: Sie müssen sich verbünden. Das Modell von Gavrilets zeigt: Je bewusster einem Menschen das Selbst und die eigene Kraft sind, desto eher kann der Widerstand gegen dominante Individuen ausbrechen und zum Egalitarismus führen. Fast 150 Jahre nach der „Abstammung des Menschen“ gibt Darwin uns also noch immer zu denken. /

Aus dem Französischen von Till Bardoux

Hiermit abonniere ich das Philosophie Magazin ab dem nächsten Heft zum Vorteilspreis:

Für wen ist das Abonnement?

- Für mich selbst** **Ein Geschenk** (Die Lieferung geht an den Beschenkten, Rechnung und Prämie gehen an mich. Das Abonnement endet automatisch nach einem Jahr.)

Wählen Sie hier Ihr Wunschabonnement

- Jahresabo plus:** 6 Ausgaben + 2 neue Sonderausgaben jährlich, zum Preis von 52 € (statt 61,20 €)* + **Prämie**
- Jahresabo:** 6 Ausgaben jährlich, zum Preis von 36 € (statt 41,40 €)* + **Prämie**
- **Meine Prämie für das Jahresabo plus / Jahresabo:**
 Sonderausgabe Nr. 01: 1914-2014 Nr. 02: Die griechischen Mythen
 Nr. 03: Die Philosophen und der Nationalsozialismus Nr. 04: Der Koran Nr. 05: Star Wars
 Nr. 06: Hannah Arendt Nr. 07: Die Bibel und die Philosophen Nr. 08: Nietzsche
 Nr. 09: Die Existenzialisten Illustriertes Buch „Diogenes oder der Mensch als Hund“
 Nietzsche-T-Shirt (M L XL) Moral-o-mat
- Schüler- / Studentenabo:**
 Jahresabo plus, zum Preis von 38 €*/** + **Set mit Haftnotizzetteln**
 Jahresabo, zum Preis von 26 €*/** + **Set mit Haftnotizzetteln**
- Probeabo plus:** 2 reguläre Ausgaben + die Sonderausgabe im Herbst zum Preis von 18 € (statt 23,70 €)*/***
- Probeabo:** 3 Ausgaben zum Preis von 15 € (statt 20,70 €)*/****

*Preis im Inland inklusive MwSt. und Versand. Preis im Ausland (inkl. Versandkosten): Jahresabo 46 € / Jahresabo plus 65,80 € / Studentenjahresabo 36 € / Studentenjahresabo plus 52,80 € / Probeabo 20 € / Probabo plus 24 €. Ihre Prämie erhalten Sie umgehend nach Zahlungseingang. Lieferung nur solange der Vorrat reicht. **Bitte senden Sie uns eine Kopie Ihrer aktuellen Schul- oder Immatrikulationsbescheinigung per Fax +49 (0)40 / 38 66 66 299 oder per E-Mail an: philomag@pressup.de ***Das Probeabo / Probeabo plus geht in ein Jahresabo plus über, wenn nicht spätestens 2 Wochen nach Erhalt des dritten Heftes schriftlich gekündigt wird (Adresse siehe Widerrufsrecht).

Gewünschte Zahlungsweise

- Bequem durch Bankeinzug** (nur deutsche Banken)

IBAN DE | _____

Kreditinstitut (Name) _____

SEPA-Lastschriftmandat: Ich ermächtige die Philomagazin Verlag GmbH bzw. deren beauftragte Abo-Verwaltung, die PressUp GmbH, Gläubiger-Identifikationsnummer DE32ZZZ00000516888, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der Philomagazin Verlag GmbH bzw. deren beauftragter Abo-Verwaltung, die PressUp GmbH, auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Die Mandatsreferenz wird mir separat mitgeteilt. **Hinweis:** Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Die Einzugsermächtigung erlischt automatisch mit Ablauf des Abonnements.

- Gegen Rechnung**

Rechnungsanschrift (Falls Lieferanschrift abweicht, bitte dort extra ausfüllen)

Name _____

Vorname _____

Straße/Nr. _____

Land/PLZ/Ort _____

Tel./E-Mail (für Rückfragen / Bestätigungen) _____

Lieferanschrift

Name _____

Vorname _____

Straße/Nr. _____

Land/PLZ/Ort _____

Kündigungsfrist: Das Jahresabo / das Jahresabo plus verlängern sich jeweils um ein weiteres Jahr, können aber jederzeit ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist zum Ende des aktuellen Bezugszeitraumes gekündigt werden.

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb von 14 Tagen ohne Angabe von Gründen in Textform (z. B. Brief, Fax oder E-Mail) oder telefonisch widerrufen. Die Frist beginnt ab Erhalt des ersten Hefts. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs (Datum des Poststempels) an: Philosophie Magazin Leserservice, PressUp GmbH, Postfach 70 13 11, 22013 Hamburg, Fax: +49 (0)40 / 38 66 66 299, E-Mail: philomag@pressup.de oder eine eindeutige Erklärung per Telefon unter +49 (0)40 / 38 66 66 309. Philosophie Magazin ist eine Publikation der Philomagazin Verlag GmbH, Brunnenstraße 143, 10115 Berlin, Deutschland, Geschäftsführer: Fabrice Gerschel.

Datenschutz: Verantwortlicher ist die Philomagazin Verlag GmbH, Brunnenstr. 143, 10115 Berlin. Wir verarbeiten Ihre Daten zur Vertragserfüllung und, soweit Sie einwilligen, zur Direktwerbung. Bei der Abonnementverwaltung unterstützt uns u.a. die PressUp GmbH, Wandsbeker Allee 1, 22041 Hamburg, der wir Ihre Daten weiterleiten. Unsere vollständige Datenschutzerklärung finden Sie unter <https://philomag.de/datenschutzerklaerung>.

- Der Verlag darf mich per E-Mail (maximal eine Kontaktaufnahme/Monat) über seine aktuellen Angebote und Veranstaltungen informieren. Diese Einwilligung kann ich jederzeit formlos widerrufen.

Datum, Ort / Unterschrift _____

Per Post, Fax oder Mail zusenden

Philosophie Magazin Leserservice
 PressUp GmbH, Postfach 70 13 11, 22013 Hamburg
Mail: philomag@pressup.de **Fax:** +49 (0)40 / 38 66 66 299

PHM-2018-05-CP



- ✓ regelmäßig
- ✓ pünktlich geliefert
- ✓ mit Preisvorteil

Probeabo plus*

Zum Kennenlernen: 2 Ausgaben + die Sonderausgabe im Herbst

Eine günstige Gelegenheit: Sie sparen 24 %



+



+



ÜBER
24 %
 SPAREN

3 Hefte

September = reguläres Heft

Okt./Nov. = Sonderausgabe Herbst

November = reguläres Heft



1 Sonderausgabe aus dem Archiv

Alle verfügbaren Sonderausgaben im Überblick auf S. 99

Einfach mehr daraus machen:

Philosophie Magazin im Abo plus

Für Schüler / Studenten

Jahresabo / Jahresabo plus

Die Abo-Klassiker mit 37 % Vorteil



Über **37 % SPAREN**

2 kommende Sonderausgaben im Herbst 2018 und Sommer 2019 (nur bei plus-Variante)

Set mit Haftnotizzetteln als Prämie

Jahresabo plus

Alle 6 Ausgaben + die 2 Sonderausgaben pro Jahr

Sie sparen 15 % und erhalten die Prämie Ihrer Wahl



Vorteil **15 % + PRÄMIE**

2 kommende Sonderausgaben im Herbst 2018 und Sommer 2019

MIT
Prämie
IHRER WAHL



Nietzsche-T-Shirt
(M, L oder XL)



Illustriertes Buch
Diogenes oder der Mensch als Hund (diaphanes)



»Das beste Weisheits-Karaoke seit Aristoteles« ZEIT Magazin

Der Moral-o-mat

- 50 x 50 x 50 separate Begriffsgruppen als Klappkarten im Tischkalenderformat
- 125.000 willkürlich kombinierbare, lustige und provokante Thesen zu Leben und Gesellschaft
- auch als Sinnfragen-Kombinator online auf www.metermorphosen.de

Bestellen Sie das Philosophie Magazin



>>> www.philomag.de/abo

>>> mit dem nebenstehenden Coupon

>>> per Tel. +49 (0)40 / 38 66 66 309



Jutta Person

Forsters Südsee

Wie die Welt wirklich aussieht, kann im 18. Jahrhundert niemand besser beurteilen als ein junger Naturforscher, der an James Cooks zweiter Südseereise teilgenommen hatte und damit als erster Deutscher aus praktischer Anschauung argumentiert: „Die Natur des Menschen – so **Georg Forsters** fundamentale Einsicht – ist überall gleich“, schreibt **Frank Vorpahl** in seinem ansteckend enthusiastischen Forster-Buch („**Der Welterkunder**“, Galiani, 32 €), das dem Reisenden quer durch die Südsee und die Archive auf der Spur ist. Das Besondere an Forsters Universalismus: Er entsteht zu „einer Zeit, in der Debatten über die Unterschiede zwischen den Rassen selbst unter Männern der Aufklärung zur Mode wurden.“ In Europa beginnen die Gehirnvergleiche zu wuchern, natürlich zum Nachteil der Nichteuropäer. Forster hält dagegen – und legt sich mit **Immanuel Kant** an, dessen „Bestimmung des Begriffs der Menschen-Race“ zwar bei der Präformationslehre bleibt, aber gleichzeitig nach Hautfarben abstuft. Nicht die einzige Herabstufung im Kosmos Kants: Forster ist empört, weil der **notorisch sesshafte Königsberger** den Expeditionen seiner Zeitgenossen keine Erkenntnisfunktion zugesteht. Reisen sei sinnlos, wenn man nicht wisse, was man suche, so Kant. In der Abstufungsfrage helfen zwei Bände weiter, die an eine Ausstellung im Dresdener Hygiene-Museum anschließen: „**Rassismus. Die Erfindung von Menschenrassen**“ (Wallstein, 16,90 €) und „**Das Phantom, Rasse**“ (Böhlau, 30 €). Und wer wissen will, wie sich Reisen und Erkenntnis zueinander verhalten, muss Vorpahls Forster-Eloge lesen. Am besten natürlich in der Südsee.

Bücher





 Für alle | Für Neugierige | Mit Vorwissen | Hoch motiviert

| BUCH DES MONATS |

Wenn das Kapital erzählt

Der Soziologe Jens Beckert untersucht die „Imaginierte Zukunft“ in der Wirtschaft: Gerade dann, wenn wir auf Vernunft setzen, werden wir – zum Glück – von Fiktionen gesteuert Von **Thorsten Jantschek**

Jens Beckert
Imaginierte Zukunft - Fiktionale Erwartungen und die Dynamik des Kapitalismus
 Übers. v. Stephan Gebauer / Suhrkamp / 569 S. / 42 €



Dass die Zukunft auch nicht mehr das ist, was sie einmal war, kann man als Mantra wirtschaftlicher Prognosetechniken lesen: An die Stelle der einstmaligen offenen Zukunft wirtschaftlichen Handelns soll in der Moderne profitträchtige Berechenbarkeit treten. Eine ganze Industrie von Wirtschaftsforschungsinstituten und Ratingagenturen erzeugt die Aura, wirtschaftliches Handeln sei von rationalem Kalkül geprägt. Vom Wirtschaftswachstum bis zur technischen Analyse einzelner Aktien: Zukunftshorizonte, die die Dynamik des Kapitalismus befeuern, erscheinen durch Prognosen, Statistiken oder Modellrechnungen im Licht ihrer mathematischen Beherrschbarkeit. Es gilt, Risiken zu minimieren und Gewinnchancen zu erhöhen.

Dass jedoch im Innersten des „stahlharten Gehäuses“ des Kapitalismus ein Glutkern unhintergebar Ungewissheit steckt, ist die Grundthese dieses fulminanten Buches. Die Tatsache, dass die wenigsten Prognosen eintreten und kein führendes Wirtschaftsforschungsinstitut die Finanzkrise von 2008 voraussagen konnte, ist für den Kölner Soziologen Jens Beckert nicht ein Problem unausgereifter Vorhersagetechniken oder deren unzureichender Datenbasis, sondern der ökonomischen Erwartungen an die Zukunft als solcher. Er sieht in den wesentlichen Instanzen der Wirtschaft – Geld, Kredit, Investitionen, Innovationen und Konsum – elementare fiktionale Bestandteile am Werk, die sich der Überführung in mathematische Risikoberechnungen oder Wahrscheinlichkeitskalküle sperren.



Um diese Bestandteile zu erforschen, rekonstruiert Beckert in Anlehnung an die Literaturtheorie einen schlanken Fiktionsbegriff, der zum einen davon ausgeht, dass eine fiktive Geschichte nicht „bloßer“ Fantasie entspringt, sondern in der vorgeblichen Darstellung von Sachverhalten besteht. Autoren tun so, „als ob“ die von ihnen beschriebene Realität wahr wäre. Zum anderen sind fiktive Geschichten „Ausdruck der Kreativität, sind Beschreibungen, die über das empirisch Beobachtbare hinausgehen und kontrafaktische Territorien erschließen“. Sie gewinnen Glaubwürdigkeit, indem sie erfundene Elemente mit realen Fakten verknüpfen. In diesem Sinne betrachtet Beckert, ohne literarische Fiktion und ökonomische Erwartungen gleichzusetzen, auch Wirtschaftsprognosen „als Instrumente zur Erzeugung glaubwürdiger fiktionaler Erwartungen“.

Wirtschaftsteilnehmer verhalten sich so, als habe Papier einen Wert (Geld), und zum praktischen Umgang mit Kreditgeld gehört beispielsweise die fiktionale Unterstellung, sein Wert sei stabil und Kredite würden zurückgezahlt. Sparer zeigen, dass sie von der Fiktion überzeugt sind, jederzeit ihr Geld wieder abheben zu können, was nicht stimmt, wenn alle es zugleich versuchten. Und im Falle von Investitionen, die eine kapitalistische Dynamik antreiben, wird prinzipielle Ungewissheit durch kollektive fiktionale Narrative in Zuversicht verwandelt. Wirtschaftliche und technologische Innovationen schließlich sind ohne die Kraft fiktionaler Narrationen

nicht vorstellbar. Selbst wir Konsumenten pinseln uns eine Zukunft aus, in der das neue iPhone Bedürfnisse befriedigt oder Distinktionsgewinne erzielt, die wir noch gar nicht kennen.

Entscheidend ist, dass Beckert all die wirtschaftlichen Institutionen und Praktiken nicht durch fiktionale Erwartungen entwertet oder gar entlarvt sieht, sondern ihre handlungsleitende Funktion offenbart: Sie sind das, was Hermann Lübbe mit Blick auf Religion „Kontingenzbewältigungen“ genannt hat. Sie haben performative, koordinierende und gouvernementale Kraft, nicht zuletzt, weil durch den Glauben an Fiktionen ständig sich selbst erfüllende Prophezeiungen generiert werden.

Dass Beckert ausgerechnet im Herzen jener sozialen Welt, die wohl am stärksten von instrumenteller Vernunft und rationalem Kalkül bestimmt zu sein scheint, das Motiv radikaler Kontingenz entdeckt, macht die eigentliche Faszination des Buches aus. Nicht zuletzt, weil darin eine Vorstellung menschlicher Freiheit mitschwingt. So gelingt es ihm, „die Aufmerksamkeit wieder auf den Einfluss der Akteure zu lenken und zu zeigen, dass ihr Handeln nicht auf das Wirken struktureller Kräfte, festverdrahteter kognitiver Regelmäßigkeiten oder rationaler Kalkulationen reduziert werden kann“. Dass die Algorithmen der Gegenwart unsere Zukunft prinzipiell nicht bestimmen können, wird für den Leser zur trotzig-tröstlichen Gewissheit. Und sicher voraussagen lässt sich auch, dass Jens Beckerts nächstes Buch gelesen werden wird. /

David Gugerli
Wie die Welt in den Computer kam. Zur Entstehung digitaler Wirklichkeit
 S. Fischer / 256 S. / 24 €



Gestern:
 Der Technikhistoriker David Gugerli ist der Geschichte der Digitalisierung auf der Spur

Roberto Simanowski
Stumme Medien. Vom Verschwinden der Computer in Bildung und Gesellschaft
 Matthes & Seitz / 304 S. / 24 €



Heute:
 Der Medienwissenschaftler Roberto Simanowski untersucht neue Formen der Kommunikation

Richard David Precht
Jäger, Hirten, Kritiker. Eine Utopie für die digitale Gesellschaft
 Goldmann / 288 S. / 20 €



Morgen:
 Der Philosoph Richard David Precht forscht nach einer Utopie für das vernetzte Zeitalter

Das gelikte Leben

Wie kam die Welt in den Computer? Warum verändern Algorithmen das Wahrheitsverständnis? Und hält die Digitalisierung (trotz allem) eine Utopie bereit? Drei neue Bücher geben Aufschluss über die Macht der Maschinen – und wie wir sie zurückgewinnen können Von **Katharina Teutsch**

Mit der Digitalisierung und ihren Kritikern ist es wie mit dem Hasen und dem Igel. Die neuen Kulturtechniken sind via Breitband meistens schon da, wo der Kritiker nur hinterherstolpern kann. Eine der großen Herausforderungen dabei ist die Regulierung einer Wirtschaftsform, die Roberto Simanowski „Surveillance-Kapitalismus“ nennt. Der Medienwissenschaftler, der an der Universität von Rio de Janeiro lehrt, hat sich bereits mit der Facebook-Gesellschaft („Data Love“) und den kulturellen Folgen technologischer Entwicklungen beschäftigt. In seinem neuen Buch über „Stumme Medien“ untersucht er eine Kommunikationsform, die sich vor allem von Daten ernährt – von einer immateriellen Ressource also, die uns angesichts des unendlichen Spaßes digitaler Echtzeitunterhaltung nichts zu kosten scheint.

Über Datenschutz und Persönlichkeitsrechte ist inzwischen viel geschrieben worden. Die Schwierigkeit liegt daher nicht im mangelnden Problembewusstsein Einzelner, sondern in der fehlenden Veränderungsbereitschaft vieler. Und das hat mit lieb gewonnenen Gewohnheiten zu tun: Die Kommunikationsangebote mit Umsonstdiensten

wie WhatsApp, Facebook oder Instagram zielen aufs Emotionale, auf unser Affektwesen. Und es ist schwer, sich etwas wieder abzugewöhnen, das doch gerade erst angefangen hat, Spaß zu machen. Doch „die bedingungslose Emotionalisierung ist die populäre Kehrseite des ‚Postfaktischen‘“, schreibt Simanowski. Selbst die Schulen sind längst auf den Zug aufgesprungen, wenn sie meinen, Kindern im Unterricht die richtige Anwendung von Applikationen beibringen zu müssen. Dabei sei es eine der vornehmsten Aufgaben der heutigen Bildungspolitik, nicht die Mediennutzungscompetenz, sondern die Medienreflexionskompetenz zu fördern.

Denn das Internet hat eine neue Form von Meinungsbildung salonfähig gemacht, die Simanowski „numerischen Populismus“ nennt. Er ist für den großen Einfluss der berüchtigten Fake News verantwortlich.

Wahr ist demnach nicht das Ergebnis einer dialektischen Untersuchung. Wahr ist das, was die meisten Likes erhält und durch schiere Wiederholung wahrheitsfähig wird. So entstehen gefährliche Paradoxien. Jeder weiß, dass Trump lügt. Trotzdem konnte er Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika werden. Roberto Simanowski

Wahr ist das, was die meisten Likes erhält und durch schiere Wiederholung wahrheitsfähig wird



schreibt: „Die neuen Technologien lassen sich nicht auf die Alternative Utopie oder Dystopie, Emanzipation oder Kontrolle, Maschinenstürmerei oder Technikfatalismus reduzieren. Die Digitalisierung der Gesellschaft ist ebenso paradox und regressiv wie ihre Modernisierung.“ In der „Dialektik der Aufklärung“ hatten Adorno und Horkheimer beschrieben, wie Vernunft und Naturbeherrschung in instrumentelle Vernunft und Naturzerstörung umschlagen können. Bloß: Die Verteufelung der Digitalisierung hilft auch nicht weiter.

Es komme darauf an, so meint auch der Philosoph Richard David Precht, sie zu durchdringen. Die neue Form des digitalen Wirtschaftens beschreibt er als Palo-Alto-Kapitalismus, benannt nach dem berühmten Ort im Silicon Valley. „Wie der grobe Manchester-Kapitalismus der grauen Herren mit den dicken Zigarren, so muss auch der freundliche Palo-Alto-Kapitalismus auf seinen leisen Sneakersohlen als entfesselte Extremform erkannt und entsprechend zivilisiert werden.“ Utopisches stelle das vernetzte Zeitalter ja durchaus in Aussicht, vom Ausstieg aus der Leistungsgesellschaft bis zu grünen Städten – sofern es gelinge, das Recht auf informationelle Selbstbestimmung aus den Klauen einiger weniger Global Player zurückzuerobern. Das Internet sei eine Machtfrage und keine Gegebenheit, erklärt Precht.

Vielleicht ist es entscheidend, die Historizität – und damit auch die Gemachtheit und Veränderbarkeit – unserer hochtechnologisier-

ten Lebenswelten ins Bewusstsein zu rufen. Der Schweizer Technikhistoriker David Gugerli erinnert in seiner Studie zur Entstehung digitaler Wirklichkeit daran, dass Digitalisierung ein Ding mit Geschichte ist – und nichts an ihr „naturwüchsig“. Den Umzug unserer alten Welt in die Black Box des Computers stellt er als eine Reihung technischer Herausforderungen dar, kurz: programmieren, formatieren, teilen und synchronisieren. Ging es in der Frühgeschichte des Computers noch vornehmlich um komplizierte Rechenaufgaben, gilt das Hauptinteresse seit den 1950er-Jahren dem „Ordnen“ von Informationen, weswegen der Computer in einigen Ländern auch „Ordinateur“ heißt. Die Frage nach der „Autonomie des Digitalen“, die in den späten 1990ern einsetzt, wird zunächst „als traditionelles Problem einer außer Kontrolle geratenen Technologie diskutiert“, so Gugerli, und verschiebt sich allerdings bald ins Grundsätzliche. Autonom agierende Suchmaschinen, oder allgemeiner: sich selbst verwaltende Systeme, markieren dabei einen weiteren Epochenbruch.

Will man das Stichwort vom „Ordinateur“ zur übergreifenden Metapher machen, dann geht es auch jetzt wieder darum, Ordnung in ein angeschlagenes, aber schützenswertes System namens Demokratie zu bringen. Das kostet Kraft und Selbstdisziplin. Denn: „Ja! Ja!“, zitiert Simanowski Hölderlins Hyperion, „es ist recht sehr leicht, glücklich, ruhig zu sein mit seichtem Herzen und eingeschränktem Geiste“. /

SCOBEL.MAG
Die Kolumne mit Durchblick

Wir müssen reden

**Gunter Gebauer, Manfred Holodynski,
Stefan Koelsch, Christian von Scheve**
Von der Emotion zur Sprache
Velbrück / 250 S. / 39,90 €



Ein Philosoph, zwei Psychologen und ein Soziologe untersuchen, wie wir lernen, über Gefühle zu sprechen

Von **Gert Scobel**

Eine der zentralen philosophischen Fragen der Gegenwart ist, wie Kommunikation über Gefühle und damit Verständigung über entscheidende Aspekte des menschlichen Lebens entstehen kann. Wie gelingt es uns, nachvollziehbar über unsere Gefühle zu sprechen? Wie und wann lernen wir das? Und wie weit können wir uns tatsächlich verstehen? Auf den ersten Blick scheint es einfach: Das Ich kann sich selbst gegenüber die Rolle einer dritten Person einnehmen (ich trete in Distanz zu mir und beobachte mich), hat aber auch die exklusive Perspektive der ersten Person inne: Es erfährt sich selbst. In der Philosophiegeschichte wurde daher häufig die Position vertreten, dass das Ich sich selber näher sei als der Welt, weil es zugleich innen und außen sei. Doch das erwies sich als Irrtum: Das Ich hat, wie Wittgenstein und andere zeigten, keinen exklusiven Zugang zu sich und seinen Gefühlen. Geblieben ist die Frage, wie Sprache und Emotionen so zusammenkommen, dass wir verstehen, was andere fühlen. Der Band „Von der Emotion zur Sprache“ zeichnet sich neben der akribischen Bearbeitung dieses weiten Problemfeldes durch echte interdisziplinäre Forschung aus: Die vier Autoren – Gunter Gebauer, Philosoph und Wittgenstein-Experte, Manfred Holodynski, Entwicklungspsychologe, Stefan Koelsch, Experte für biologische Psychologie und Musikpsychologie, sowie



Gert Scobel ist Autor. Er leitet und moderiert die Sendung „scobel“ (3sat, Donnerstag, 21 Uhr)

Christian von Scheve, Soziologe – finden eine gemeinsame Antwort, die dennoch aus der Perspektive einzelner Fachdisziplinen entstanden ist. Dies ist eine der erstaunlichen Leistungen dieses Buches.

So erklären die Autoren, wie über Körper- und Ausdrucksempfindungen ein Feedbackprozess einsetzt, der Emotionen, Sprache, Physis und Wahrnehmung des Selbst und der anderen verbindet – ähnlich, aber raffinierter, als William James, der Begründer der Psychologie, dies bereits 1890 vorgeschlagen hatte. Doch wie werden neurophysiologische Feedbackprozesse in Sprache und in soziales Verstehen übersetzt, zumal sich Emotionen eben nicht direkt beobachten lassen?

Die Autoren widmen sich der Entstehung, der sozialen Formung und dem verständlichen Sprechen über Emotionen – und entwickeln eine Theorie der Re-Konfiguration, die weitverbreitete Vorstellungen von Emotionen und ihren Beziehungen zum Ich neu fasst. Feedbackprozesse tragen entscheidend dazu bei, die zunächst rein biologischen Prozesse des Kindes zunehmend ins Medium der Sprache zu übertragen. Wie dieser Prozess jeweils in unterschiedlichen Bereichen vorstättengeht – neurobiologisch beispielsweise hat Koelsch eine „Vierkomponenten-Theorie des subjektiven Empfindens“ entwickelt –, das macht den Kern dieses spannenden, weitblickenden Buches aus.

Agitieren mit Marx

Alain Badiou

Was verstehe ich unter Marxismus?

Übers. v. Richard Steurer-Boulard /
Passagen / 64 S. / 8,90 €



Viele Leser haben die Ideen von Karl Marx nur verschiedenartig interpretiert, es kommt aber darauf an, sie konsequent in die Tat umzusetzen – auch und gerade nach dem Scheitern der kommunistischen Großregime. Dafür plädiert der Philosoph, Mathematiker

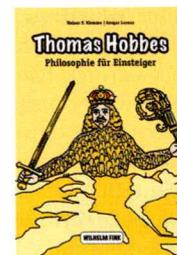
und bekennende Kommunist Alain Badiou in einem streitbar-prägnanten Essay. Der schmale Band wendet sich nicht zuletzt gegen jene, die versöhnlich danach streben, Marx in seinem 200. Geburtsjahr als ewig missverständenes Gespenst zu musealisieren. Badiou hingegen predigt Marx' Auferstehung und führt nebenbei vor, dass Philosophie hochgradig abstrakt und universalistisch sein kann und zugleich ein praxisorientierter Überzeugungskampf.

Marianna Lieder

Staaten und Wölfe

Heiner F. Klemme, Ansgar Lorenz
Thomas Hobbes

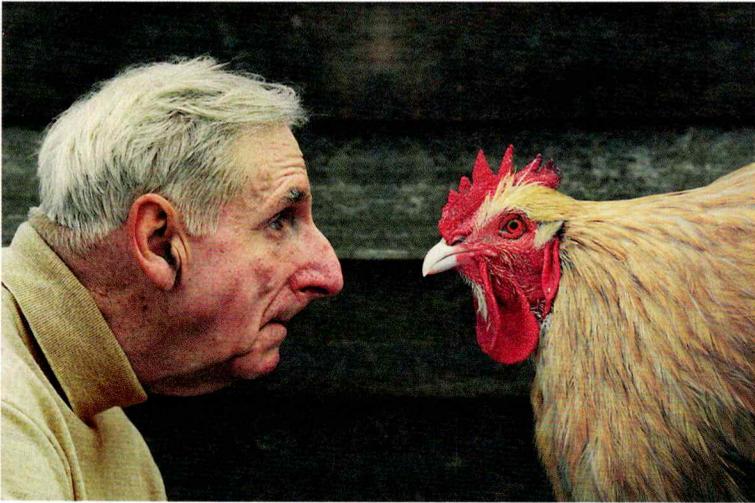
Fink / 96 S. / 19,90 €



Seine Mutter „gebar Zwillinge: ihn und die Furcht“, so die Selbstbeschreibung des Philosophen Thomas Hobbes, der ein Leben lang der Frage nachgeht, wie Menschen in Frieden zusammen leben können. Hobbes' Auseinandersetzung mit der

Angst bildet den roten Faden dieser Comic-Einführung: Diskutiert werden seine so pessimistischen wie umstrittenen Thesen („Homo homini lupus“) in Bezug auf andere Denker von Descartes bis Arendt. Das Büchlein hält, was es verspricht: Einsteiger erfahren auf unterhaltsame Weise, wie Hobbes das friedliche Zusammenleben entwirft – und ob wir daran heute noch anknüpfen können.

Leyla Sophie Gleissner



Alles ist verflochten

In „Unruhig bleiben“ denkt die Cyborg-Theoretikerin Donna Haraway die Verwandtschaft von Tieren und Menschen neu

Von **Cord Riechelmann**

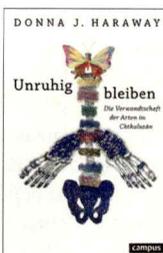
Donna Haraway ist als Theoretikerin der Cyborgs wie als Historikerin der amerikanischen Primatologie prädestiniert dafür, die Verwandtschaften zwischen technischen Dingen, pflanzlichen und tierischen Subjekten und den alten Menschen nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu denken. Auch deshalb findet man das schöne Wort „Trouble“ sowohl im Originaltitel ihres Buches („Staying with the Trouble“) als auch am Anfang der deutschen Ausgabe. „Trouble“, erklärt Haraway, lässt sich auf ein französisches Verb aus dem 13. Jahrhundert zurückführen, das „aufwirbeln“, „wolkig machen“ oder „stören“ bedeutet.

Drei Bedeutungen, die ihr Vorgehen in dieser Studie über „die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän“ (eine Epoche jenseits des Anthropozäns) gut wiedergeben: Es geht ihr um eine muntere Aufforderung, endlich zu lernen, „wirklich gegenwärtig zu sein“. Gegenwartigkeit meint bei ihr aber eben nicht „einen flüchtigen Punkt zwischen schrecklichen oder paradiesischen Vergangenheiten und apokalyptischen oder erlösenden Zu-

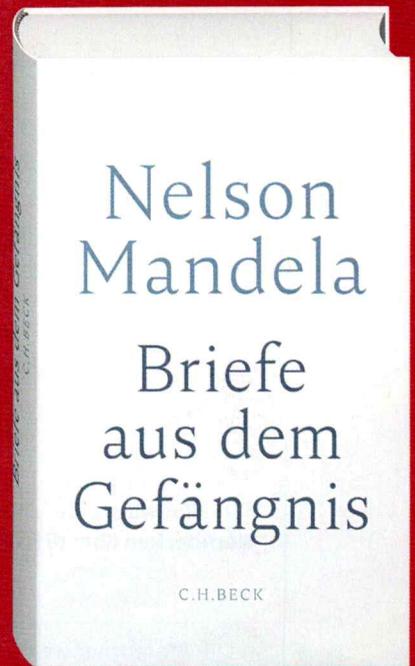
künften“, sondern die Verflechtung von uns Sterblichen „mit unzähligen unfertigen Konfigurationen aus Orten, Zeiten, Materien und Bedeutungen“. Wie wenig diese Konfigurationen bis jetzt verstanden werden, kann man etwa am Korallensterben vor Australi-

Donna Haraway
Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän

Übers. v. Karin Harrasser / Campus / 350 S. / 32 €

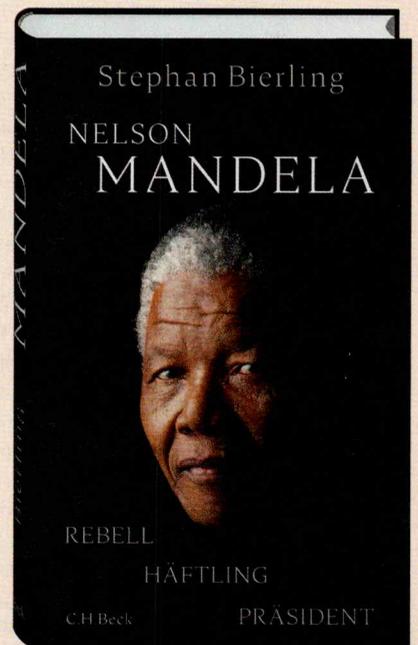


en beobachten. Das Great Barrier Reef unterliegt strengstem Schutz, stirbt aber wegen des Klimawandels und der Verschmutzung des Meeres. Wie man solche Verbindungen besser denken kann, zeigt Haraway dann an den Haus- tauben und ihrer Verflechtung mit uns allen. Als Haus- tauben domestiziert, waren sie Fleischlieferanten, Nachrichtenboten oder Messeattraktionen. Als verwilderte Tauben, die heute mit ihrem Kot auch dem härtesten Beton zusetzen, werden sie als „Ratten der Lüfte“ von den einen bekämpft und von den anderen liebevoll gefüttert. Haraways Geschichte dieser Verbindungen von Tauben und Menschen wird den Klimawandel nicht aufhalten – sie könnte aber ein Anfang sein, das Verhältnis von Menschen und Naturen wirklich demokratisch zu denken.



Aus dem Englischen v. Anna u. Wolf Leube. 760 S., 51 Abb., davon 11 in Farbe. Geb. € 28,- ISBN 978-3-406-71834-2

Nelson Mandelas Briefe aus dem Gefängnis – ein literarisches Monument der Menschlichkeit und Größe.



416 S., 21 Abb., 1 Karte. Geb. € 24,95 ISBN 978-3-406-72143-4

«Stephan Bierling beschreibt den südafrikanischen Nationalhelden in so vielfältigen Facetten, dass seine Biografie das Zeug zum neuen Standardwerk hat.» *Deutschlandfunk*

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE



**Das philosophische
KINDERBUCH**

Antje Damm

**Was wird aus uns?
Nachdenken über die Natur**

Moritz Verlag /
144 S. / 18 €



Brauchen wir die Natur wirklich? Sind giftige Pflanzen böse? Warum gibt es so viele verschiedene Fische? Können Tiere uns vertrauen?

Wo man dieses Buch auch aufschlägt, stößt man auf eine Frage. Die Philosophie lehrt, dass es nur dort Antworten gibt, wo zuvor die richtigen Fragen gestellt wurden. Antje Damm ist eine Meisterin dieser Disziplin, mit „Frag mich!“ gelang ihr ein Buch, das heute Pflichtlektüre in Kitas, Grundschulen und der Universität sein sollte. Ihr neuer Band „Was wird aus uns?“ widmet sich dem „Nachdenken über die Natur“. Auf jeder Doppelseite finden sich Fotos, Illustrationen oder Grafiken, die miteinander korrespondieren. Man sieht zum Beispiel vier Kinder mit einem pelzigen Etwas hantieren – und liest dazu die Frage: Macht es Tieren Spaß, wenn wir mit ihnen spielen? Die Genialität dieses Buches besteht darin, dass seine Antworten weit über die Fragen hinausführen. Während der Lektüre nimmt man das eigene Handeln in den Blick und formuliert oft schon eine Vision des eigenen Lebens. Alle Themen beziehen sich auf unmittelbare Erfahrungen und umfassen zugleich unsere ganze Existenz. Ein klug bebildertes Buch, auf dessen

Herausforderungen Vierjährige ebenso kompetent reagieren können wie 90-Jährige.



Thomas Linden lebt als Autor, Journalist und Kurator in Köln. Er ist Mitglied der DLF-Kinderbuchjury „Die besten 7 Bücher für junge Leser“

Ethno-Philosophie

Claude Lévi-Strauss

Von Montaigne zu Montaigne

Übers. v. Eva Moldenhauer / Suhrkamp / 96 S. / 16 €



Als Claude Lévi-Strauss die Ethnografie zur revolutionären Wissenschaft erklärte, begründete er das historische. Der kritische Geist im Denken Montaignes sei nämlich undenkbar ohne die Entdeckung Amerikas gewesen, welche die „Wilden“ zu einer Obsession des westlichen Denkens gemacht habe. Gut und Böse erschienen vom 16. Jahrhundert an ebenso relativ wie

die gesellschaftlichen Institutionen, die anderswo eben ganz anders funktionierten. Seitdem begründe das Wissen ums Fremde jeden philosophisch vorbereiteten Bruch mit dem Eigenen. Das Bändchen „Von Montaigne zu Montaigne“, das zwei Vorträge von 1937 und 1992 enthält, zeigt den Meisterethnologen als Relativisten. Und es schürt den Zweifel am Primat des reinen Denkens vor dem Gang ins Feld.

Ronald Düker

Geist und Geister

Stefan Andriopoulos

Gespenster. Kant, der Schauroman und optische Medien

Konstanz University Press / 256 S. / 29,90 €



Je nachdrücklicher Vernunft und Fortschritt angerufen werden, desto größer die Gefahr, dass alles in Mythos und Barbarei kippt. Seit Theodor W. Adorno und Max Horkheimer diesen Gedanken in der „Dialektik der Aufklärung“ wortgewaltig ausformuliert haben, gehört er zu den hoch dosierten Basiszutaten der Zivilisationskritik. Doch auch wenn die Vernunft, sobald sie ihre Herrschaft etabliert, zwangsläufig von Dämonen heimgesucht wird, so muss diese Heimsuchung keineswegs immer ins Verderben führen. Manchmal ergeben sich durchaus ertragreiche Kooperationen. Auf erhellende Weise illustriert dies Stefan Andriopoulos in seinem Buch „Gespenster“. Suggestiv und akribisch sucht der an der Columbia University lehrende Germanist in den philosophischen, literarischen und naturwissenschaftlichen Diskursen des 18. und 19. Jahrhunderts nach dem Unheimlichen. Immanuel Kant, dieser Inbegriff des vernunftbegabten Wesens, brachte demnach nicht nur in seinen

Frühschriften ein ambivalentes Verhältnis zur „Geistersehery“ zum Ausdruck. Insbesondere für die „Kritik der reinen Vernunft“, so der quellenlastig belegte Befund, spielten zeitgenössische spiritistische Trends eine unterschwellige, aber entscheidende Rolle. Auch bei den Vernunftverfechtern Hegel, Schopenhauer und Schiller spürt Andriopoulos den Phantomen nach. Neben dem Zusammenhang von Printmedien und zunehmend populärerem Schauergeschichten widmet er sich der Wechselwirkung von technischen Innovationen und Parapsychologie. Stellenweise droht die Studie vor lauter Begeisterung fürs Kuriose und Entlegene zu zerfasern. Im Schlusskapitel, in dem es um die Erfindung des Fernsehens aus dem Geist des Okkultismus geht, werden die Fäden allerdings wieder zusammengeknüpft. Die entscheidenden Worte stammen hier von Carl du Prel: „Magie“, so brachte der Okkultist und frenetische Kant-Anhänger den heute paradox scheinenden Forschergeist um 1900 auf den Punkt, „ist weiter nichts als unbekannte Naturwissenschaft.“

Marianna Lieder

Für alle | Für Neugierige | Mit Vorwissen | Hoch motiviert

Sinnkonstruktionen

Nathalie Quintane

Wohin mit den Mittelklassen?

Übers. v. Claudia Hamm / Matthes & Seitz / 116 S. / 12 €

Das Problem der Mittelklasse sei vor allem ihre Selbstwahrnehmung, erklärt Nathalie Quintane in ihrem so kurzen wie brillanten Essay. Die französische Schriftstellerin hat großen Spaß daran, die Absurdität gängiger Definitionen aufzuzeigen: Die Sozialwissenschaft etwa bemisst die Zugehörigkeit zu dieser bröckelnden Großgruppe am Einkommen, womit die Mittelklässler aber nicht annähernd beschrieben sind. Denn nirgendwo ist die Wut auf die Mittelklasse größer als in der Mittelklasse. Auch Quintane zählt sich dazu: Sie betreibt also Selbstbeobachtung, wenn sie seziert, was diesem Gesellschaftssegment trotz eines ausgeprägten Bewusstseins der eigenen Lage den Ausweg verstellt.

Die Angehörigen der Mittelklasse haben seit jeher den Lebensstil der höheren Angestellten und der Erben vor Augen. Die richtige Schule für die Kinder, die Teilhabe an Kultur und die Wahl des Wohnorts sollen den Weg nach oben ebnen. Konsumentscheidungen pflastern ihn: „Jeder Kauf ist unterschwellig immer noch die Maut,

die man bezahlt, um von einer aus Sicht der Mittelklasse stets zu niedriger sozialen Herkunft wegzukommen. Stets zu niedrig im Vergleich wozu? Zu denjenigen, die das verdienen, wofür wir dreihundertsechundsechzig Jahre bräuchten.“ Währenddessen wird die Kluft zu den Reichen größer, die Lage prekärer – was die Mittelklasse durch eine internetgestützte Tauschökonomie zu kompensieren versucht. Eine falsche Lösung, meint Quintane in ihrer *Suada* und fordert, dass das gute Leben für alle wieder zum politischen Ziel der Gesellschaft werden müsse.

Was bedeutet es aber für das eigene Leben, sich durch den Spiegel einer Klasse zu betrachten? Der normative Rahmen Mittelklasse konfrontiert ihre Angehörigen ständig mit Fragen nach dem eigenen Status. Ein gelungenes Leben ist in diesem Rahmen eines, das statusgemäß ist. Diese Tautologie ist der Grund, warum die Mittelklasse unablässig Dissidenten produziert, die das eklatante Sinnvakuum etwa durch ein Leben als Bohemien, wiedererweckter Christ oder Neu-Abendländer aufzufüllen trachten. Eine augenöffnende Lebensstil-Abrechnung. Die Mittelklasse, das sind wir.

Ulrich Gutmair

EU-weit anerkennen

Axel Honneth

Anerkennung. Eine europäische Ideengeschichte

Suhrkamp / 238 S. / 25 €

Nach Jean-Paul Sartre findet in menschlichen Begegnungen nur für den Bruchteil einer Sekunde statt, was doch die Grundbedingung alles sozialen Zusammenlebens ist: Anerkennung. So schildert es Axel Honneth in seiner knappen, aber aufschlussreichen Ideengeschichte, in der er sich mit den Vorläufern eines Begriffs auseinandersetzt,

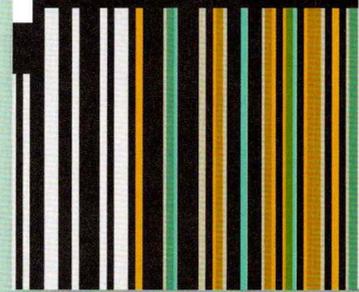
der im Zentrum seiner eigenen Philosophie steht. Seine These: Die Anerkennungsvariante des Deutschen Idealismus verliert erst dann ihre blinden Flecken, wenn sie um die französische (*reconnaissance* und *amour propre* seit Rousseau) und die britische (*recognition* und *sympathy* seit Adam Smith) ergänzt wird. In Zeiten der EU-Krise und des Brexit hat das einen interessanten, Gemeinsamkeit anmahnen politischen Unterton. **Eva Weber-Guskar**

[Was bedeutet das alles?]

Thomas Bauer
Die Vereindeutigung
der Welt

Über den Verlust an
Mehrdeutigkeit und Vielfalt

Reclam



ISBN 978-3-15-019492-8 • € 6,00

Die Fähigkeit zur Ambiguitätstoleranz – Uneindeutigkeit und Widersprüchlichkeit auszuhalten – nimmt in den westlichen Gesellschaften rapide ab. Thomas Bauer zeigt die Gefahren dieser fatalen Entwicklung auf.

www.reclam.de

Reclam

Der neue Roman von Otto A. Böhm



320 Seiten | Gebunden und als eBook

Ein Philosophischer Praktiker, der sich auf Arthur Schopenhauer beruft – zwischen weltklugem Tiefsinn und höherem Blödsinn bietet Otto A. Böhm Einblicke in die Abgründe des menschlichen Geistes.

www.verlag-alber.de
info@verlag-alber.de

VERLAG KARL ALBER

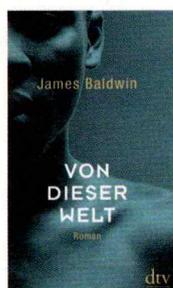


Philosophie fürs Sonnendeck



Die wichtigste Strandbegleitung ist natürlich die Lektüre. Augenöffnend, welterschließend, himmelstürzend: Aus der Redaktion fünf Romane und Sachbücher für jede Deckchair-Lage

Für Engagierte



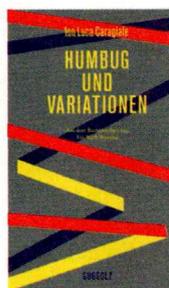
James Baldwin
Von dieser Welt.
Roman

Übers. v. Miriam
Mandelkow /
dtv / 320 S. / 22 €

Welterschließend ist dieser Roman nicht nur wegen seiner Sprache, die, durchsetzt von biblischen Bezügen, mal geschmeidig dahinfließt, mal Kapriolen im Stil eines Jazzsongs schlägt – sondern auch wegen seiner ungebrochenen Aktualität. 1953 erschienen, rückt „Von dieser Welt“ den 14-jährigen John Grimes ins Zentrum, einen farbigen Jungen, der sich durch das Harlem der 1940er-Jahre kämpft. James Baldwin, selbst Afroamerikaner, veranschaulicht mit Rückblenden ins Leben von Johns Verwandten, was es in den USA zu verschiedenen Zeiten bedeutete, Teil der Black Community zu sein. Er begnügt sich aber nicht damit, in gesellschaftliche Abgründe zu schauen, sondern legt den Blick frei auf etwas Unauslöschliches, das auch in Zeiten von erstarkendem Rassismus in jeder Seele schimmert: Mehr Liebe zwischen den Menschen ist möglich, wenn sie sich als gleich erkennen. Ein Liebesbrief an die menschliche Vernunft.

Dominik Erhard

Für Ironiker



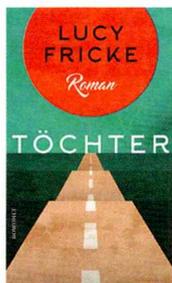
Ion Luca Caragiale
Humbug und Variationen

Übers. v. Eva Ruth
Wemme /
Guggolz / 431 S. /
24 €

Ion Luca Caragiale (1852–1912) gilt oft als rumänischer Schriftsteller Rumäniens – aber auch als unübersetzbarster. Der Autor und Dramatiker, der als Gastwirt, Souffleur und Journalist arbeitete, verfasste nämlich nicht nur Volksstücke, in denen er mit Vorliebe soziale Außenseiter porträtierte. Sondern er brachte seine Sprache auch so trickreich und raffiniert zum Einsatz, dass sie die Grobheit des Volkstümlichen auf den zweiten Blick wie einen „Irrgarten aus Spiegeln“ erscheinen lässt, so die Übersetzerin Eva Ruth Wemme im Nachwort. Das zeigen auch die in „Humbug und Variationen“ versammelten Vignetten. Mit doppelbödigem Humor spürt Caragiale dem Un-Sinn bis in die kleinsten Poren des Alltags nach. Das reicht von Kurzgeschichten über ausfallende Haare bis zu fast Thomas-Bernhard-haften Dramoletten über die Freundschaft. Kein Wunder also, dass Caragiale auch ein Vorreiter des absurden Theaters ist, welches später die Existenzphilosophie dramatisch begleiten sollte. Absurd blieb es auch in Caragiales Biografie, und zwar bis zum Schluss. Nachdem er 1912 in Berlin verstarb, soll sich der Zug mit seiner Leiche auf dem Weg nach Bukarest verfahren haben, sodass der Autor zu spät zur eigenen Beerdigung kam.

Nils Markwardt

Für Abgründige

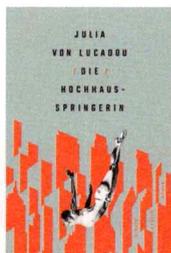


Lucy Fricke
Töchter. Roman
Rowohlt / 240 S. /
20 €

Die Liebe und der Tod sind, wie man weiß, die beherrschenden Themen der abendländischen Literatur. Wer allerdings Lucy Fricke's Roman liest, versteht, dass das eigentliche Drama dabei nicht der Liebestod ist, sondern der Tod der Eltern, und die eigentliche Tragödie nicht der sexuelle Wahn, sondern die so tief ersehnte wie nie erfüllte Liebe zwischen Eltern und Kindern. In diesem Fall zwischen Vätern und Töchtern. Während der eine, vom Krebs gezeichnet, zum Sterben in die Schweiz gefahren werden will, ist der andere ein längst verblasstes Phantom. Die Töchter – beste Freundinnen, kampferprobt im gegenseitigen Managen ihrer Verzweiflungen – rasen wie Thelma und Luise mit 40 Jahren über Autobahnen, sterbende Väter auf dem Rücksitz und die Last beschädigter Kindheiten im Gepäck. Es passiert dabei viel, aber nichts wird gut. Wie könnte es auch.

Catherine Newmark

Für Mündige



Julia
von Lucadou
Die Hochhaus-springerin.
Roman
Hanser Berlin /
288 S. / 19 €

Riva und Aston. Ein Paar in einer zukünftigen, aber keineswegs fernen Welt, in der nichts mehr unverfügt ist und sich der Zwang wie Freiheit anfühlt. Das Leben und auch die Liebe gibt es nur noch vermittelt über den analytischen Blick. Gefühle werden rationalisiert, bis nichts mehr von ihnen übrig ist. Die gesamte Existenz ist rein instrumentell auf Leistung und Effizienz ausgerichtet. Sie will keine Hochhaus-springerin mehr sein und nimmt dafür auch in Kauf, Aston zu verlieren und aus der heiß begehrten Stadt in die dreckige „Peripherie“ verbannt zu werden. Ein großartiger, hervorragend erzählter und absolut gegenwärtiger Roman über Mut und Mündigkeit und eine Zukunft, die uns drohen könnte, wenn wir nicht aufwachen.

Svenja Flaßpöhler

Für Animalisten



Jürgen Teipel
Unsere unbekannte Familie. Wahre Geschichten von Tieren und Menschen
Suhrkamp /
286 S. / 18 €

Ich merkte, wie leicht Tiere eine ganz andere Welt eröffnen“, schreibt Jürgen Teipel, der vor einigen Jahren mit seiner Punk-Doku „Verschwende deine Jugend“ berühmt wurde. Jetzt bringt er 39 Amsel-, Esel-, Fuchs-, Dachsbienen-, Elefanten-, Dompfaff- und Ozelot-Kontaktpersonen zum Erzählen, die von ihren Tieren nicht mehr losgelassen oder sogar existenziell geprägt worden sind. Mal geht es um eher ungewöhnliche Kurzbegegnungen wie die mit dem Eichhörnchen, das ein menschliches Bein hochkrabbelt und am zugehörigen Menschen so lange hängen bleibt wie möglich; mal um klassische Langzeitfreundschaften mit Hunden und Pferden. Jede dieser Geschichten lebt von einem wahrhaft kunstvollen Protokollstil, der das Charakteristische aller Tier-Mensch-Beteiligten klar hervortreten lässt. Bei Derridas Katze: Die schönsten und philosophischsten Geschichten des Sommers stehen in diesem Band.

Jutta Person

Juli - September 2018

TAGUNGEN, KONFERENZEN, VORTRÄGE

09./16./23./30.07.2018, Bern (CH)

Sommerferienkurse: 1968 - Der revolutionäre Sommer der Philosophie

Beim Jahr 1968 denkt man zuerst an freie Liebe und politischen Protest. Doch findet bei dieser Veranstaltungsreihe auch die philosophische Seite des besonderen Jahres Beachtung. In sommerlicher Atmosphäre werden zentrale Texte des Phänomens 68 gelesen und diskutiert.

VHS Bern, Grabenpromenade 3,
3011 Bern
www.vhsbe.ch

15.-20.07.2018, Berlin

Tagung: International Summer School Critical Theory - Re-Thinking Ideology

Die von der Humboldt-Universität und dem Frankfurter Institut für Sozialforschung im vergangenen Jahr ins Leben gerufene Summer School widmet sich dem Thema „Re-Thinking Ideology“. Zu Gast sind unter anderem Robin Celikates, Alice Cray und Axel Honneth.

Humboldt-Universität zu Berlin,
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
www.philosophie.hu-berlin.de

25.07.2018, 19.30 Uhr, Nürnberg

Vortrag: Richtig argumentieren. Was kann die Logik denn nun wirklich leisten?

Wie man logische Schlussfolgerungen gewitzt in hitzige Diskussionen einfließen lassen kann, zeigt Philosoph Dr. Wolfgang Weimer in einfach zugänglicher Art und Weise.

Deutsch-Türkischer Unternehmerverein in der Europäischen Metropolregion Nürnberg (TIAD) e.V.,
Am Plärrer 19-21, 90443 Nürnberg
www.gkpn.de/veranstaltungen.htm

05.-11.08.2018, Kirchberg am Wechsel (A)

Philosophie der Logik und der Mathematik 41. Internationales Wittgenstein Symposium 2018

Fortgeschrittene Wittgenstein-Leser kommen bei diesem internationalen Symposium ganz auf ihre Kosten. Zu den diskutierten Kernthemen gehören Fragen der Logik und der Mathematik sowie das Unendliche. Die Anmeldegebühren liegen zwischen 25 und 150 Euro.

Österreichische Ludwig Wittgenstein Gesellschaft,
Markt 63, 2880 Kirchberg am Wechsel
www.alws.at

16.08.2018, 20 Uhr, Bremerhaven

Vortrag und Diskussion: Erfahrungen eines Arztes mit Schwerstkranken und Sterbenden

Der Arzt Dr. Hans-Joachim Willenbrink schildert in einem Vortrag seine Erfahrungen mit schwerkranken und sterbenden Menschen und berührt dabei die genuin philosophische Frage: Was ist ein guter Tod? Im Anschluss ist Zeit für eine offene Diskussion.

Hochschule Bremerhaven,
An der Karlstadt 8, 27568 Bremerhaven
www.phg-bhv.de

07.09.2018, 18 Uhr, München

Schopenhauer, Kierkegaard und Nietzsche im Vergleich

Arthur Schopenhauer, Søren Kierkegaard und Friedrich Nietzsche können als die großen Außenseiter der Philosophie des 19. Jahrhunderts angesehen werden. Da aber gerade sie die Nöte und Widrigkeiten dieser Zeit besonders unmittelbar wahrnahmen, lohnt ein Vergleich ihrer Gedanken und Theorieansätze.

Gasteig, Rosenheimer Straße 5,
81667 München
www.mvhs.de



Unsere Abo-Prämie:
Bio-Baumwollrucksack
im FUTURZWEI-Design

TAZ FUTURZWEI WIR ZEIGEN, WIE BEWEGUNG GEHT.

taz FUTURZWEI, das Magazin für Zukunft und Politik Das Öko-Update

„Die Ökos haben den Kapitalismus bisher nur interpretiert es kommt aber darauf an, ihn zu verändern.“

Wie das gehen soll? Lesen Sie in der neuen taz FUTURZWEI

taz.futurzwei.org/abo

Vier Ausgaben für 22 Euro: taz.futurzwei.org/abo
futurzwei.abo@taz.de T | (030) 25 902 200

taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Rudi Dutschke Str. 23, 10969 Berlin

Sie organisieren eine philosophische Veranstaltung,
eine Konferenz, einen Gesprächsabend?
Schreiben Sie uns: agenda@philomag.de

21.09.2018, 19.30 Uhr, Bad Nauheim

Vortrag: Die Aktualität des Baruch de Spinoza

Professorin Dr. Eva Schürmann (Universität Magdeburg) erläutert in ihrem Vortrag, was uns die Philosophie des 1632 in Amsterdam geborenen Denkers heute noch zu sagen hat. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf der derzeit rege diskutierten Körper-Geist-Debatte.

**Theater Alte Feuerwache e.V., Sprudelhof, 61231 Bad Nauheim
www.taf-badehaus2.de**

WEITERBILDUNGEN UND PHILOSOPHISCHE CAFÉS

18.07.2018, 20 Uhr, Bonn

Philosophisches Café:

Was heißt „kulturelle Identität“?

Das Philosophische Café bietet seit 1998 die Gelegenheit, Themen zu erörtern, die alle angehen, aber im Rahmen der akademischen Philosophie nur schwer verständlich diskutiert werden. Diesmal steht die Frage im Zentrum, was wir meinen, wenn wir „kulturelle Identität“ sagen.

**Pauke LIFE - Kulturbistro,
Endenicher Straße 43, 53115 Bonn
www.pauke-life.de**

**14.08-02.10.2018, je dienstags 18.30 Uhr,
Mannheim**

Seminar: Hegel - Einleitungen und Vorreden zu seinen Hauptschriften

Hegel gilt als einer der bedeutendsten Philosophen überhaupt. Allerdings auch als einer der schwierigsten. Das Seminar widmet sich deshalb einer genauen Lektüre der Vorreden und Einleitungen zu seinen Hauptschriften, um seiner Denkweise auf die Spur zu kommen. Sämtliche Materialien für die insgesamt acht Veranstaltungen sind in der Teilnahmegebühr von 82 Euro enthalten.

**Abendakademie Mannheim, U1 16-19,
68161 Mannheim
www.abendakademie-mannheim.de**

22.08.2018 19.30 Uhr, Cloppenburg

**Philosophische Temperamente:
Der Schwarzseher Schopenhauer**

Die Vortragsreihe stellt Eigenarten von Denkern vor und will zu der Frage inspirieren, warum wir eigentlich denken, wie wir es tun. In diesem Monat steht die nicht immer allzu lebensbejahende Philosophie Arthur Schopenhauers im Zentrum.

**Katholische Akademie Stapelfeld,
Stapelfelder Kirchstraße 13,**

49661 Cloppenburg
www.ka-stapelfeld.de

03.09.2018, 20 Uhr, München

Seminar: Hannah Arendt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft

Mit „Die Freiheit, frei zu sein“ stürmte ein Text Hannah Arendts erst kürzlich wieder die Bestsellerlisten. Im Seminar wird nun eines ihrer Hauptwerke „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ intensiv gelesen und ausführlich besprochen.

**Gasteig, Rosenheimer Straße 5,
81667 München
www.mvhs.de**

AUSSTELLUNGEN, FILME, THEATER

01.06.2018-31.08.2018

Ausstellung: Fleisch

Gerade noch bewegliche Grundlage des Lebens, plötzlich verwesende Substanz – für die einen abstoßend, für die anderen Nahrung oder Opfertgabe an die Götter. Die Ausstellung fragt, wie diese Paradoxien die Bereiche Ernährung, Kult und Körper beeinflussen und damit auch unser heutiges Verhältnis zum Fleisch prägen.

**Altes Museum, Bodestraße 1-3,
10178 Berlin
www.smb.museum**

24.07./01.08./09.08., 20.30 Uhr

Film: Körper und Seele

Dieser 2017 mit einem Goldenen Bären ausgezeichnete ungarische Spielfilm (Regie: Ildikó Enyedi) erzählt mit philosophischer Tiefe und ästhetischem Feingefühl von der Seelenverwandtschaft zweier Menschen. Endre und Mária stellen fest, dass ihre nächtlichen Träume sich zum Verwechseln ähnlich sind.

**Freiluftkino Haus am Dom, Domplatz 3,
60311 Frankfurt am Main
hausamdom.bistumlimburg.de**

25.08.2018, 18 Uhr

**Szenische Lesung: Jenny und Karl.
Champagner und Pfandhaus**

Mit Mitteln der Collage verarbeitet die szenische Lesung Briefe und Aufzeichnungen von Jenny und Karl Marx. Die Aufführung ermöglicht einen tiefen Einblick in Leben, Werk und Zeit von Karl Marx. Mit vielen authentischen Dokumenten.

**Museum am Dom Trier, Bischof-Stein-
Platz 1, 54290 Trier
www.bistum-trier.de/museum**

DAS BEWEGT MICH!

PSYCHOLOGIE HEUTE

HÖREN SIE

auf, es allen recht machen
zu wollen. Achten Sie mehr

AUF SICH SELBST.



AUCH ALS
APP

WWW.PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE

Rousseau ist schuld



Im Alltag stehe ich also allein auf Erden, ohne Bruder, ohne Freund, nur mich zur Gesellschaft.

Die Menschen waren nicht gut zu mir und durchtrennten mit Gewalt alle Bande, die uns einten. Allein und verlassen fühle ich die Kälte des ersten Frostes nahen...



Was habe ich hier unten getan? Zum Leben erschaffen, sterbe ich, ohne gelebt zu haben. Oh, ich Armer.



Wie dem auch sei, mich trifft dennoch keine Schuld. Ich habe nie etwas Böses getan. Es ist die Schuld dieser hassefüllten und hinterlistigen Menschen...



Sie haben mich gepiesackt, mich ein Monster genannt, den armen, süßen Jean-Jacques bespuckt!



Ich bin süß. Sieh nur, wie lieblich, wie sanftmütig mein Blick.



Ich kann die Menschen nicht mehr leiden, aber du, Natur, du bist mein Freund, nicht wahr?



Weshalb kann ich meine Tage nicht beschließen, ohne dass mir jemand immerzu all das Elend in Erinnerung ruft?

Wuhuhu!!



Funkelnde Blumen, Schmelz der Wälder, kühle Schatten, Flussgeriesel, Büsche, grüne Flächen, eilt herbei und reinigt meine Einbildungskraft, die von scheußlichen Verfolgern besudelt wurde. Gegen mich ist ein Komplott geplant!

PFROON!

Wer ist dieser Spinner?



Mir ist, als wäre ich unter Waldschatten in Vergessenheit geraten, ganz frei und friedlich, als würde ich keine Feinde mehr kennen...

Eine tiefe Träumerei bemächtigt sich meiner Sinne. Herrlich tummelnd, in der unermesslichen Weite dieses schönen Systems, mit dem ich mich eins fühle.

Ich vergesse die Tricks der Hinterhältigen. Sie betreffen mich nicht mehr. Ich danke dir, Natur, dass ich mich durch dich selbstliebend ansehen kann und mir gefalle.

Halt die Klappe!

Hat der sie noch alle?

Genug!

Schnauze!

Ich halt's nicht aus!

Du bringst mich dazu, mich zu studieren. Das wahre Selbst ist das nicht entfremdete Selbst, das nicht von der entfremdeten Gesellschaft verformt wurde und auf wahrer Selbstliebe beruht.

Oh! Dank dir, liebe Natur, liebe ich es, über mich zu sprechen. Es tut so gut, ich zu sagen! Ich bin der beste unter den Menschen!

Jch-ich-JCH!

JCH JCH JCH
JCH JCH!

Hilfe!

Stopp!

PENG!

Skritter

ARSSEN

Jean-Jacques, du bist zurück von deinem einsamen Streifzug?

Jawohl, meine Schöne.

Die Natur und ich wir haben uns gefunden.

Sieht ganz so aus.

BUMM!

C. Meurisse



Von Tieren lernen

Folge 26:

Der Krake

Von
Florian Werner



Florian Werner ist Schriftsteller und promovierter Literaturwissenschaftler. Seine Sachbücher wurden mehrfach ausgezeichnet. Jüngst erschien sein Buch „Die Weisheit der Trottelumme. Was wir von Tieren lernen können“ (Blessing)

Sie heften ihre Saugnäpfe an den Schiffsrumpf, dann umschlingen sie mit ihren Fangarmen Mast und Mannschaft und ziehen diese erbarmungslos in die Tiefe, um sie mit ihrem Papageienschnabel zu zerfleischen ... Den Kraken werden seit Jahrtausenden allerhand fantastische Eigenschaften angedichtet – aber an die Wirklichkeit reicht solches Seemannsgarn nicht einmal ansatzweise heran. Kraken, wegen ihrer acht Füße auch Oktopusse genannt, bauen am Meeresgrund ganze Städte. Sie führen Fressfeinde mit gezielten Melaninausstoßen – ihrer viel beschworenen „Tinte“ – in die Irre. Die Männchen bilden einen Arm zur Penisprothese aus und bugsieren damit ihre Samen in die Mantelhöhle des Weibchens. Oktopusse verfügen über ein dezentrales Gehirn, das ihnen erlaubt, mit ihren acht Gliedmaßen unabhängig voneinander zu denken; ja, manche Orakelkraken können angeblich sogar die Ergebnisse von Fußballweltmeisterschaftsspielen vorhersagen. Mit einem Wort: Kraken sind fantastischer, als sie ein sturzbetrunkener Seemann erträumen könnte.

Besonders faszinierend ist ihre Fähigkeit zur Camouflage: Dank Pigmentzellen in ihrer Haut können Kraken innerhalb von Sekundenbruchteilen Farbe und Musterung wechseln. re Männchen machen

Kleiner sich diese Fähigkeit zum Beispiel zunutze, um unter den Augen dominanterer Tiere beim anderen Geschlecht zum Zug zu kommen: Sie nehmen die Färbung eines Weibchens an, damit der Alphakrake sie nicht als Konkurrent wahrnimmt – kaum wendet er ihnen den Rücken zu, umschlingen sie mit sieben zärtlichen Armen das nächstbeste Weibchen (der achte Arm wird anderweitig gebraucht).

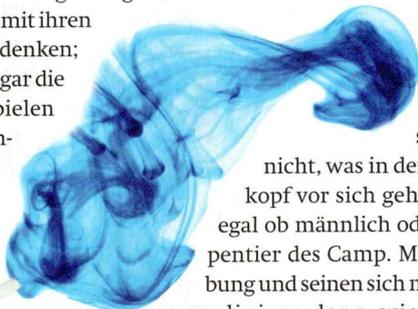
Diese Travestie-Strategie erinnert an die Ästhetik des Camp, wie sie die amerikanische Autorin Susan Sontag Mitte der 1960er-Jahre beschrieb. Camp unterscheidet nicht zwischen den Wellenkämmen der Hochkultur und den Tiefseeegräben des Kitschs, sondern umarmt alle Phänomene gleichermaßen,

Was den Menschen vom Tier unterscheidet? Anstatt weiter nach Differenzen zu suchen, konzentrieren wir uns an dieser Stelle auf philosophisch wegweisende Gemeinsamkeiten

solange sie nur angenehm exaltiert, versponnen, übergeschnappt sind. „Allen Gegenständen und Personen, die Camp sind“, schreibt Sontag, sei „ein starkes Element des Trickhaften eigen“. Dieses Element zeigt sich vor allem in der äußeren Form, im Stil, Dekor, der Verkleidung – und hier nicht zuletzt im

cross-dressing, dem Anlegen von Kleidungsstücken, die traditionell mit dem anderen Geschlecht assoziiert werden. „Der Androgyn ist ohne Zweifel eines der großen Leitbilder der Camp-Sehweise“, so Sontag: „Das Schönste am männlichen Mann ist etwas Weibliches.“

Fühlt sich das Krakenweibchen also womöglich deshalb zu dem feminin gefärbten Camp-Kraken hingezogen, weil dieser so offensiv seine weibliche Seite zur



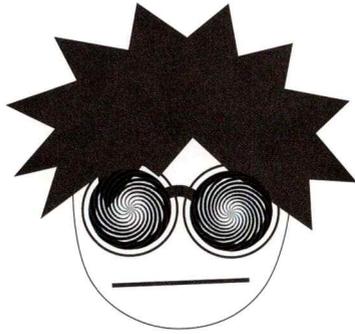
Schau stellt? Oder weiß es vor allem seine listige, odysseushaft anmutende Trickhaftigkeit zu schätzen? Wir wissen

nicht, was in dem wulstigen Tintenfischkopf vor sich geht – fest steht: Der Krake, egal ob männlich oder weiblich, ist das Wapentier des Camp. Mit seiner exaltierten Färbung und seinen sich mal zu suggestiven Schlangelinien, dann wieder zu ornamentalen

Schnörkeln rollenden Armen sieht er aus wie von einem Künstler des Jugendstils erdacht – jener Epoche, die für Sontag den Höhepunkt der *campiness* darstellt.

Damit entlarvt der Oktopus nicht nur unser geschlechtliches, sondern unser gesamtes soziales Dasein als großes Rollenspiel: als Theaterstück mit wechselnden Identitäten und Masken. Camp, so Susan Sontag, sei die „Erlebnisweise der gescheiterten Ernsthaftigkeit, der Theatralisierung der Erfahrung.“ Der Krake lehrt uns, die Uneigentlichkeit aller Menschen, Dinge und Phänomene zu erkennen. Er umschlingt jeden Begriff mit seinen saugnapfbewehrten Armen und malt Anführungszeichen darum: Ich bin gar kein Krake, sondern ein „Krake“; ich bin gar kein Mann, sondern ein „Mann“. Was auch immer wir tun und verkörpern, schreibt er mit seiner Tinte ins Meer, ist Scharade. Nichts an unserem Dasein ist natürlich – selbst wenn wir vermeintlich Teil der Natur sind wie ein Tintenfisch, selbst wenn wir glauben, uns gänzlich unverstellt zu verhalten, verkörpern wir doch bloß eine Rolle. Oder wie es Oscar Wilde, der hervorragendste Aphorist des Camp, einmal formulierte: „Natürlich sein ist eine Pose, die sich sehr schwer durchhalten lässt.“ Der Oktopus ist ein androgyner Dandy.





Rausch und Ratio!

Wissen
Sie's?

Ein Pendeln zwischen Substanz und Substanzen.
So lässt sich das Leben vieler großer Denker beschreiben.
Sind Sie bereit für den philosophischen Drogentest?

1. Wie lautet der Titel des Buches, in dem der britische Schriftsteller und Philosoph Roger Scruton den Wein als „Elixier für gute Gespräche“ preist?

- a. „Ich trinke, also bin ich“
- b. „Sein und breit“
- c. „In vino veritas. Das philosophische Lesebuch“

**2. „Man geht die gleichen Wege des Denkens wie vorher. Nur sie scheinen mit Rosen bestreut.“
Stammt dieses Zitat von:**

- a. Hegel, der sich an die Lektüre eines Textes im volltrunkenen Zustand erinnert?
- b. Walter Benjamin, der eine seiner ersten Erfahrungen mit Haschisch beschreibt?
- c. Friedrich Nietzsche, der nach einem Stück Pfefferkuchen seiner Mutter ins Schwärmen gerät?

3. Laut einer Umfrage des Onlinemagazins The Tab unter gut 5000 Studenten an britischen Universitäten haben 57 Prozent der Medizinstudenten bereits mindestens einmal Drogen genommen. Wie viele sind es im Fach Philosophie?

- a. 12 Prozent
- b. 73 Prozent
- c. 87 Prozent

4. Welche Wahnvorstellungen plagten den französischen Schriftsteller Jean-Paul Sartre, nachdem er sich von einem

befreundeten Arzt Meskalin hatte spritzen lassen?

- a. Über zwei Wochen hatte er immer wieder die Stimme Edmund Husserls im Ohr, die laufend das Wort „Phänomenologie“ wiederholte. Trotz dieser verstörenden Erfahrung nehmen die Gedanken Husserls in Sartres Hauptwerk „Das Sein und das Nichts“ eine zentrale Rolle ein.
- b. In seiner Vorstellung wurde er monatelang von Krebsen verfolgt. Daher tauchen Krusten- und Schalentiere in späteren Werken wie „Der Ekel“ und „Die Eingeschlossenen von Altona“ auch immer wieder als Motiv auf.
- c. Notorisch plagte Sartre die panische Angst, aus einem Zimmer mit ihm unangenehmen Personen nicht mehr entkommen zu können. Das Motiv der räumlichen Enge verarbeitete er später in seinem Drama „Geschlossene Gesellschaft“.

5. Aus welchen Zutaten besteht das in der Antike verwendete Rauschmittel Tetrpharmakos, das in den Zustand der Ataraxie versetzen soll - nach Epikur das Ideal der Seelenruhe?

- a. Aus Wachs, Schweinefett, Pech und Kiefernharz
- b. Aus halluzinogenem Rhododendron-Honig, Olivenöl und Datteln
- c. Aus Schafskäse, getrockneten Feigenblättern und Fliegenpilz

1.a.; 2.b.; 3.c.; 4.b.; 5.a.
Lösungen:

Zweimonatlich
Nr. 05 - August / September 2018, Heftfolge 41

Philomagazin Verlag GmbH
Brunnenstraße 143, 10115 Berlin, Deutschland
Tel.: +49 (0)30 / 54 90 89 - 10
E-Mail Redaktion: redaktion@philomag.de
E-Mail Verlag: info@philomag.de

Geschäftsführer: Fabrice Gerschel
Herausgeberin: Anne-Sophie Moreau

Redaktion
Chefredakteurin: Dr. Svenja Flaßpöhler (V.i.S.d.P.)
Leitender Redakteur: Nils Markwardt
Verantwortliche Redakteure: Dominik Erhard, Dr. Jutta Person * (Bücher)
Berater: Martin Legros
Artdirektion: Bettina Keim *
Layoutentwicklung: William Londiche
Layout: Madlen Holz *
Bildchefin: Tina Ahrens *
Schlussredaktion: Sandra Schnädelbach *
Lektorat: Christiane Braun *
Website: Cyril Druesne
Praktikantin: Leyla Sophie Gleissner

Autoren in diesem Heft: Dr. Barbara Bleisch, Prof. Dr. Claus Dierksmeier, Dr. Ronald Düker, Dr. Eva Weber-Guskar, Ulrich Guttmair, Prof. Dr. Thierry Hoquet, Prof. Dr. Philipp Hübl, Prof. Dr. Philippe Huneman, Thorsten Jantschek, Marianna Lieder, Thomas Linden, Nicolas Mahler, Catherine Meurisse, Dr. Catherine Newmark, Ariane Nicolas, Victorine de Oliveira, Sven Ortolii, Prof. Dr. Robert Pfaller, Cord Riechelmann, Gert Scobel, Prof. Dr. Nicolas Tenailon, Katharina Teutsch, Tomi Ungerer, Dr. Florian Werner

Übersetzung: Till Bardoux (Klassikerdossier: Darwin und die menschliche Natur), Dominik Erhard (Denkanstöße: Das Bild; Menschliches, Allzumenschliches), Dr. Grit Fröhlich (Die Kunst, immer recht zu behalten), Leyla Sophie Gleissner (Denkanstöße: Die Grafik; Resonanz: Ethik für Minihirne?), Felix Kurz (Das Gespräch: Toni Negri), Nils Markwardt (Analyse: Interview mit Wendy Brown)

Titel: Stephan Schmitz

Verlag
Verlagsleiter: Thomas Laschinski
Verlagsassistentin: Maria Kapfer

Vertrieb: DPV Vertriebsservice GmbH
Am Sandtorkai 74, 20457 Hamburg, Deutschland
www.dpv-vertriebsservice.de
Litho: tiff.any GmbH, Berlin
Druck: NEEF + STUMME premium printing GmbH & Co. KG, Wittingen

Anzeigen: Über den Verlag oder direkte Ansprechpartner V.i.S.d.P. für Anzeigen: Thomas Laschinski

>>> Kultur (Buch/Film etc.), Bildung/Seminare/Coaching:
PremiumContentMedia - Thomas Laschinski
Tel.: +49 (0)30 / 60 98 59 30
E-Mail: advertisebooks@laschinski.com

>>> Allgemeine Anzeigen, D, A, CH:
MedienQuartier Hamburg - Jörn Schmieding-Dieck
Tel.: +49 (0)40 / 60 94 41 401
E-Mail: schmieding-dieck@mqhh.de
www.medienquartierhamburg.de

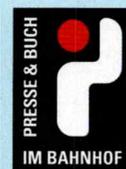
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit:
Sabine Schaub, Tel.: +49 (0)30 / 31 99 83 40
E-Mail: s.schaub@schwindkommunikation.de
www.schwindkommunikation.de

* Freie Mitarbeit

ABO- / LESER-SERVICE:
Tel.: +49 (0)40 / 38 66 66 309
Philosophie Magazin Leserservice
PressUp GmbH
Postfach 70 13 11
D-22013 Hamburg
Fax: +49 (0)40 / 38 66 66 299
E-Mail: philomag@pressup.de

Online-Bestellungen:
www.philomag.de/abo

Philosophie Magazin am Kiosk:
www.mykiosk.com



Das Philosophie Magazin ist erhältlich im Bahnhofs- und Flughafenbuchhandel in Deutschland

Helene Hegemann

Die Verwegene

Seit ihrem Debütroman „Axolotl Roadkill“ gehört Helene Hegemann zu den wichtigsten deutschen Schriftstellerinnen. „Bungalow“, der neue Roman der 26-Jährigen, erscheint im August. Er erzählt das Leben der jungen Rebellin Charlie, die sich von ihrer Mietskaserne in die schillernde Welt des Theaters aufmacht. Stürmisch, mutig und verwegen wie Hegemann selbst

Aufgezeichnet von **Leyla Sophie Gleissner**



Was treibt Sie an?

Die Liebe zu meinen Freunden.

In der idealen Stadt

gäbe es keine ...
Homogenität.

An welcher Gewissheit

halten Sie mit aller

Entscheidung?

er Idee

derzeit

Die

von.

l

für

die

begi

Quin

Emma

Biograf

Limonov

l

für

die

begi

Quin

Emma

ANTON SPIEKER

MALA EMDE

303

„Ein Film mit magischer Anziehungskraft...
Natürlichkeit und Sinnlichkeit statt
Pathos oder Kitsch.“ Uncut

„Ein wunderschönes
Road-und-Rede-Movie.“ Indiekino

Ein Film von
HANS WEINGARTNER
(DIE FETTEN JAHRE SIND VORBEI)

 68 Internationale
Filmfestspiele
Berlin
Generation

AB 19.7. NUR IM KINO

#303film

 Alameda Film